



Abbildung 1: Weeping Nude (Edvard Munch, 1914)

Sexuelle Reviktimisierung in der stationären Jugendhilfe

Präventive Handlungsempfehlungen für die sozialpädagogische Praxis

Timon Vanetta & Felicia Huser

Bachelorarbeit Hochschule Luzern – Soziale Arbeit

August 2021

Bachelor-Arbeit

Ausbildungsgang **Sozialpädagogik**
Kurs **VZ 2017-2021 & VZ 2017-2022**

Timon Vanetta & Felicia Huser

Sexuelle Reviktimisierung in der stationären Jugendhilfe

Präventive Handlungsempfehlungen für die sozialpädagogische Praxis

Diese Arbeit wurde am **16.08.2021** an der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit eingereicht. Für die inhaltliche Richtigkeit und Vollständigkeit wird durch die Hochschule Luzern keine Haftung übernommen.

Studierende räumen der Hochschule Luzern Verwendungs- und Verwertungsrechte an ihren im Rahmen des Studiums verfassten Arbeiten ein. Das Verwendungs- und Verwertungsrecht der Studierenden an ihren Arbeiten bleibt gewahrt (Art. 34 der Studienordnung).

Studentische Arbeiten der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit werden unter einer Creative Commons Lizenz im Repository veröffentlicht und sind frei zugänglich.

Originaldokument gespeichert auf LARA – Lucerne Open Access Repository and Archive der Zentral- und Hochschulbibliothek Luzern



Dieses Werk ist unter einem
Creative Commons Namensnennung-Keine kommerzielle Nutzung-Keine Bearbeitung 3.0 Schweiz Lizenzvertrag
lizenziert.

Um die Lizenz anzuschauen, gehen Sie bitte zu <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/ch/>
Oder schicken Sie einen Brief an Creative Commons, 171 Second Street, Suite 300, San Francisco, California
95105, USA.

Urheberrechtlicher Hinweis

Dieses Dokument steht unter einer Lizenz der Creative Commons Namensnennung-Keine kommerzielle
Nutzung-Keine Bearbeitung 3.0 Schweiz <http://creativecommons.org/>

Sie dürfen:



Teilen — das Material in jedwedem Format oder Medium vervielfältigen und weiterverbreiten
Zu den folgenden Bedingungen:



Namensnennung — Sie müssen angemessene Urheber- und Rechteangaben machen, einen Link zur
Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden. Diese Angaben dürfen in jeder
angemessenen Art und Weise gemacht werden, allerdings nicht so, dass der Eindruck entsteht, der Lizenzgeber
unterstütze gerade Sie oder Ihre Nutzung besonders.



Nicht kommerziell — Sie dürfen das Material nicht für kommerzielle Zwecke nutzen.



Keine Bearbeitungen — Wenn Sie das Material remixen, verändern oder darauf anderweitig direkt
aufbauen dürfen Sie die bearbeitete Fassung des Materials nicht verbreiten.
Im Falle einer Verbreitung müssen Sie anderen die Lizenzbedingungen, unter welche dieses Werk fällt,
mitteilen.

Jede der vorgenannten Bedingungen kann aufgehoben werden, sofern Sie die Einwilligung des Rechteinhabers
dazu erhalten.

Diese Lizenz lässt die Urheberpersönlichkeitsrechte nach Schweizer Recht unberührt.

Eine ausführliche Fassung des Lizenzvertrags befindet sich unter <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/ch/legalcode.de>

1 Vorwort der Schulleitung

Die Bachelor-Arbeit ist Bestandteil und Abschluss der beruflichen Ausbildung an der Hochschule Luzern, Soziale Arbeit. Mit dieser Arbeit zeigen die Studierenden, dass sie fähig sind, einer berufsrelevanten Fragestellung systematisch nachzugehen, Antworten zu dieser Fragestellung zu erarbeiten und die eigenen Einsichten klar darzulegen. Das während der Ausbildung erworbene Wissen setzen sie so in Konsequenzen und Schlussfolgerungen für die eigene berufliche Praxis um.

Die Bachelor-Arbeit wird in Einzel- oder Gruppenarbeit parallel zum Unterricht im Zeitraum von zehn Monaten geschrieben. Gruppendynamische Aspekte, Eigenverantwortung, Auseinandersetzung mit formalen und konkret-subjektiven Ansprüchen und Standpunkten sowie die Behauptung in stark belasteten Situationen gehören also zum Kontext der Arbeit.

Von einer gefestigten Berufsidentität aus sind die neuen Fachleute fähig, soziale Probleme als ihren Gegenstand zu beurteilen und zu bewerten. Sozialpädagogisches Denken und Handeln ist vernetztes, ganzheitliches Denken und präzises, konkretes Handeln. Es ist daher nahe liegend, dass die Diplomandinnen und Diplomanden ihre Themen von verschiedenen Seiten beleuchten und betrachten, den eigenen Standpunkt klären und Stellung beziehen sowie auf der Handlungsebene Lösungsvorschläge oder Postulate formulieren.

Ihre Bachelor-Arbeit ist somit ein wichtiger Fachbeitrag an die breite thematische Entwicklung der professionellen Sozialen Arbeit im Spannungsfeld von Praxis und Wissenschaft. In diesem Sinne wünschen wir, dass die zukünftigen Sozialpädagoginnen/ Sozialpädagogen mit ihrem Beitrag auf fachliches Echo stossen und ihre Anregungen und Impulse von den Fachleuten aufgenommen werden.

Luzern, im August 2021

Hochschule Luzern, Soziale Arbeit
Leitung Bachelor

Abstract

Im Zentrum dieser Arbeit steht das Phänomen der sexuellen Reviktimisierung, die bei jugendlichen Mädchen in der stationären Jugendhilfe meist durch Gleichaltrige verübt wird. Die vorliegende Arbeit beleuchtet, wie Sozialpädagog*innen im stationären Heimalltag das Reviktimisierungsrisiko bei den betroffenen Mädchen reduzieren können. Empirische Befunde verzeichnen, dass sexueller Missbrauch in der Kindheit vermehrt durch Personen aus dem engeren Familienkreis ausgeübt wird, was gravierende Auswirkungen auf das spätere Bindungs- und Sexualverhalten haben kann. Zu diesen gehören ein ängstlich-vermeidender Bindungsstil, ein undeutliches Konzept von Grenzen und sexuelles Risikoverhalten, was alles wiederum das Risiko für sexuelle Reviktimisierung in intimen Beziehungen erhöht. Unter Berücksichtigung dieser Risikofaktoren und des sozialpädagogischen Heimauftrags wurden sozialpädagogische Ziele formuliert und Handlungsempfehlungen aus der Trauma- und Sexualpädagogik erarbeitet, die das Bindungs- und Sexualverhalten der Mädchen beeinflussen. Die Empfehlungen fördern das Vertrauen der Mädchen in sich selbst und die Umwelt, ermöglichen positive Beziehungserfahrungen, steigern ihre Selbstwahrnehmung und Gefühlsregulation und schaffen im Heim sowie in der Betreuungsbeziehung ein Klima, das dazu einlädt, sexuelle Thematiken zu bearbeiten. Sexualpädagogische Bildungsprozesse werden anhand eines Gruppen- und Einzelangebotes beleuchtet, die die sexuelle Identität der Mädchen stärken. Zudem wird auf die Notwendigkeit hingewiesen, Sexual- und Traumapädagogik in der sozialpädagogischen Ausbildung zu verankern.

Danksagung

Die Autorenschaft bedankt sich herzlich bei allen Personen, die bei der Entstehung dieser Arbeit mitgewirkt haben. Insbesondere danken wir den Dozierenden der Hochschule Luzern Irene Müller sowie Ursula Leuthold für die hilfreichen Ratschläge und Coachings während des Bachelorkolloquiums. Besonderen Dank gilt Prof. Dr. Paula Krüger, die uns durch ihre kompetente Begleitung wertvolle Inputs vermittelte und emotionale Unterstützung bot.

Inhaltsverzeichnis

Abstract	IV
Danksagung	V
Inhaltsverzeichnis	I
Abbildungs- und Tabellenverzeichnis	IV
1.1 <i>Ausgangslage und Berufsrelevanz</i>	1
1.2 <i>Definition sexueller Missbrauch und sexuelle Gewalt</i>	3
1.3 <i>Zielsetzung und Fragestellungen</i>	5
1.4 <i>Motivation und Adressat*innen</i>	6
1.5 <i>Abgrenzung</i>	7
1.6 <i>Aufbau der Bachelorarbeit</i>	8
2 Sexuelle Reviktimisierung	9
2.1 <i>Optimus Studie Schweiz</i>	9
2.1.1 <i>Sexuelle Gewalt im Kindes- und Jugendalter: Täter*innen</i>	10
2.1.2 <i>Sexuelle Gewalt im Kindes- und Jugendalter: Tatort</i>	12
2.1.3 <i>Sexuelle Gewalt im Kindes- und Jugendalter: Geschlechterverhältnis</i>	12
2.2 <i>Folgen von sexueller Gewalt</i>	13
2.3 <i>Sexuelle Reviktimisierung im Heim</i>	14
2.3.1 <i>Sexuelle Reviktimisierung: Risikogruppe jugendliche Heimbewohner*innen</i>	14
2.3.2 <i>Sexuelle Reviktimisierung: Täter*innen und Betroffene</i>	16
2.3.3 <i>Jugendalter und die sexuelle Entwicklungsaufgabe</i>	17
2.3.4 <i>Fazit</i>	18
3 Sexuelle Reviktimisierung in intimen Beziehungen	20
3.1 <i>Theoretische Rahmung</i>	20
3.2 <i>Multifaktorielle Perspektive</i>	21
3.2.1 <i>Ebene der ontogenetischen Entwicklung</i>	21
3.2.2 <i>Mikrosystem</i>	22
3.2.3 <i>Mesosystem</i>	22
3.2.4 <i>Exosystem</i>	23
3.2.5 <i>Makrosystem</i>	23
3.2.6 <i>Fokus im Modell</i>	23
3.3 <i>Bindungstheorie</i>	24
3.3.1 <i>Bindung als Verhaltenssystem</i>	24
3.3.2 <i>Bindungsstrategien</i>	25
3.3.3 <i>Die inneren Arbeitsmodelle</i>	26
3.3.4 <i>Bindung im Jugendalter</i>	26
3.3.5 <i>Sexual- und Bindungsverhalten</i>	27

3.3.6 Fazit.....	27
3.4 <i>Trauma und traumatogene Dynamiken auf der ontogenetischen Ebene</i>	28
3.4.1 Trauma	28
3.4.2 Traumatogene Dynamiken.....	30
3.4.3 Traumatogene Dynamiken und Bindungstheorie.....	31
3.5 <i>Auswirkungen der Dynamiken "Verrat" und "traumatische Sexualisierung"</i>	32
3.5.1 Auswirkung der Dynamik "Verrat" auf das Bindungsverhalten.....	32
3.5.2 Auswirkung der Dynamik "Traumatische Sexualisierung" auf das Sexualverhalten.....	34
3.5.3 Fazit.....	35
3.6 <i>Auswirkungen des traumatogen beeinflussten Sexual- und Bindungsverhalten im Mikrosystem</i>	36
3.7 <i>Risikofaktoren für sexuelle Reviktimisierung</i>	37
3.7.1 Paardynamik.....	37
3.7.2 Das undeutliche Konzept von Grenzen.....	38
3.7.3 Sexuelles Risikoverhalten	39
3.8 <i>Fazit</i>	40
4 Sozialpädagogischer Handlungsauftrag und Ziele zur Reduktion von Reviktimisierung	41
4.1 <i>Heimauftrag</i>	41
4.2 <i>Sozialpädagogik im Heim</i>	43
4.3 <i>Sozialpädagogische Herausforderungen und Ziele im Bezug zum Bindungs- und Sexualverhalten der Mädchen</i>	45
4.3.1 Misstrauen	45
4.3.2 Unverarbeitete Gefühle	47
4.3.3 Tabuthema Sexualität	48
4.3.4 Verletzung institutioneller Regeln.....	49
4.3.5 Individualität und Gemeinsamkeiten der Mädchen im Heim.....	50
4.4 <i>Fazit</i>	51
5 Handlungsempfehlungen zur Reduktion von sexueller Reviktimisierung	51
5.1 <i>Pädagogik des sicheren Ortes</i>	51
5.1.1 Der "sichere Ort": Ebene Kind und Einrichtung.....	52
5.1.2 Der "emotional orientierte Dialog": Ebene Kind und Sozialpädagog*in	53
5.1.3 Der "geschützte Handlungsraum": Ebene Sozialpädagog*innen und Einrichtung.....	53
5.1.4 Der geschützte Dialog.....	54
5.2 <i>Konzept des guten Grundes</i>	55

5.3 Konzept der Feinfühligkeit	57
5.3.1 Feinfühligkeit.....	57
5.3.2 Präsenz.....	58
5.3.3 Sprachliche Resonanz	58
5.3.4 Unterstützung bei der Stressregulation	59
5.3.5 Körperkontakt.....	59
5.4 Pädagogik der Selbstbemächtigung	60
5.4.1 Selbstverstehen: Weil-Frage	61
5.4.2 Selbstwahrnehmung: Körperwahrnehmung stärken	61
5.4.3 Selbstkontrolle: Triggeranalyse	62
5.5 Offenes und vertrauensvolles Klima bezüglich Sexualität im Heim und den Betreuungsbeziehungen fördern.....	64
5.5.1 Aus- und Weiterbildungen in Sexualpädagogik	64
5.5.2 Partizipation an institutionellen Regeln.....	65
5.6 Bildungsangebote schaffen.....	67
5.6.1 Gruppenangebote	67
5.6.2 Einzelangebote	71
5.7 Fazit	73
6 Schlussfolgerung.....	74
6.1 Beantwortung der Fragestellungen.....	74
6.2 Berufsrelevantes Fazit.....	80
6.3 Ausblick.....	81
7 Literaturverzeichnis	82
8 Anhang	94
8.1 Anhang A: Voraussetzungen für den Gruppenworkshop	94
8.2 Anhang B: Originale Ja – Nein Methode.....	97

Die Autorenschaft hat sämtliche Kapitel in dieser Bachelorarbeit gemeinsam erarbeitet.

Abbildungs- und Tabellenverzeichnis

Abbildung 1: Weeping Nude (Edvard Munch, 1914).....	I
Abbildung 2: Systeme nach Bronfenbrenner (1978) und Erweiterung von Belsky (1980) (eigene Darstellung auf der Basis von Kavemann et al., 2018, S. 860-861).....	21
Abbildung 3: Pädagogik des sicheren Ortes (stark modifiziert nach Martin Kühn, 2011, S. 154).....	52
Abbildung 4: Stressbarometer (Lukas Picard 2013; zit. in Weiss, 2016, S. 296).....	63
Tabelle 1: Bindungsstrategien (eigene Darstellung auf der Basis von Wendt, 2009, S. 37)	25
Tabelle 2: Bewältigungsreaktionen (eigene Darstellung auf der Basis von Zillig, 2018, S. 833).....	29
Tabelle 3: Traumatische Dynamiken (eigene Darstellung auf der Basis von Finkelhor und Browne, 1985, S. 531-533)	30
Tabelle 4: Gedankenstürme (eigene Darstellung auf der Basis von Kavemann et al., 2016a, S. 43)	68
Tabelle 5: Rollenspiele (eigene Darstellung auf der Basis von Kavemann et al., 2016a, S. 44).....	69
Tabelle 6: Kreativarbeit (eigene Darstellung auf der Basis von Kavemann et al., 2016a, S. 42).....	69
Tabelle 7: Körperwissen und Entwicklung (eigene Darstellung auf der Basis von Kaveman et al., 2016, S. 43).....	70
Tabelle 8: JA-NEIN Methode (stark modifiziert nach dem Bayerischen Jugendring (BjR), 2006, S. 64)	72

1. Einleitung

Dieses erste Kapitel (Kap.) soll Lesenden als Orientierungsrahmen dienen und sie in das Thema dieser Bachelorarbeit einführen. Beginnend mit der Ausgangslage und Berufsrelevanz wird der aktuelle Wissensstand, die Wissenslücke sowie die sozialpädagogische Berufsrelevanz der Thematik beleuchtet. Darauf folgend wird auf zwei Definitionen eingegangen und die grundsätzliche Verwendung von Begriffen in der Arbeit erläutert. Anschliessend folgen die Zielformulierung und die Fragestellungen dieser Arbeit. Ferner wird die Motivation für diese Arbeit und deren Adressat*innen dargelegt. Das Kapitel schliesst mit den Abgrenzungen sowie dem Aufbau der Arbeit ab.

1.1 Ausgangslage und Berufsrelevanz

Sexuelle Gewalt ist keine Seltenheit und kann bei Betroffenen zu einer tief einschneidenden Integritätsverletzung führen, die ihre persönliche sowie soziale Lebensgestaltung massiv beeinträchtigen kann. Insbesondere sexueller Missbrauch in der Kindheit kann sich aufgrund der altersbedingten Vulnerabilität und Fürsorgebedürftigkeit gravierend auf die spätere Beziehungsgestaltung und Sexualität auswirken. Die Begriffe "Kindheit" und "Jugend" richten sich dabei nach der Definition von Peter Rossmann (2016), der die "Kindheit" vor dem 12. Lebensjahr, die "Jugend" zirka ab dem 12. bis zum 20. Lebensjahr und das "Erwachsenenalter" nach dem 20. Lebensjahr einordnet (S. 141). Die Begriffe "sexuelle Gewalt" und "sexueller Missbrauch" werden aufgrund ihrer Komplexität im Kap. 1.2 separat erläutert.

Wenn sexueller Missbrauch in der Familie verübt oder nicht von dieser unterbunden werden kann, kann für das betroffene Kind ein stationärer Heimeintritt, sprich ein Eintritt in eine sozialpädagogische Tag- und Nachbetreuung innerhalb eines institutionell organisierten Wohnheims für Kinder und Jugendliche erfolgen. Stationäre Kinder- oder Jugendhilfe, Heime sowie stationäre Erziehungshilfe werden in dieser Arbeit synonym verwendet. Dazu schreibt Regine Derr et al., (2017), dass Jugendliche, die im stationären Heim leben, zuvor vielfach sexuelle Gewalt sowie körperlichen Missbrauch, emotionalen Missbrauch oder Vernachlässigung erlebt haben (S. 25). Die Erfahrung von sexueller Gewalt in der Kindheit oder Jugend setzt sich dann häufig bis ins Erwachsenenalter fort (Melanie Büttner, 2018a, S. 17) Für dieses Phänomen gibt es die Bezeichnung "sexuelle Reviktimisierung". Büttner (2018a) beschreibt, dass "sexuelle Reviktimisierung" dann zutrifft, wenn eine Person wiederholt in ihrem Lebenslauf sexueller Gewalt ausgesetzt wird (S. 17). In dieser Arbeit wird "Reviktimisierung" synonym zu "sexueller Reviktimisierung" verwendet, da der Hauptfokus auf dieser Form von Gewalt liegt.

Catherine C. Classen, Oxana Gronskaya Paresh und Raschi Aggarwal (2005) kamen in ihrer Untersuchung von zirka 90 empirischen Studien zu sexueller Reviktimisierung zum Schluss, dass etwa zwei von drei Personen, die sexuelle Gewalt erlebt haben, sexuelle Reviktimisierung erfahren (S. 103). Dabei wird die grosse Verbreitung des Phänomens deutlich. Nach Classen et al. (2005), erhöht sich das Risiko für sexuelle Reviktimisierung deutlich, wenn der sexuelle Missbrauch bereits in der Kindheit geschah und in Kombination mit weiteren Missbrauchserfahrungen erfolgte (S. 104).

In Anbetracht der grossen Vorbelastung von Heimbewohner*innen wird deutlich, dass diese zur Hochrisikogruppe für sexuelle Reviktimisierung zählen (Barbara Kavemann et al., 2016a, S. 8), wobei gemäss Marc Allroggen, Thea Rau, Jeannine Ohlert und Jörg M. Fegert (2017) besonders jugendliche Mädchen ein signifikant höheres Risiko für sexuelle Gewalt im Heim aufweisen (S. 26). Daher fordern Heinz Kindler, Cornelia Helfferich, Barbara Kavemann, Bianca Nagel und Silvia Schürmann-Ebenfeld (2018) von der Heimerziehung die Implementierung präventiver Massnahmen, um die gefährdeten Mädchen vor Reviktimisierung zu schützen (S. 125). Sexuelle Reviktimisierung geht mit einem hohen Leidensdruck der Betroffenen einher und steht unter anderem in Verbindung mit psychiatrischen Störungen, Sucht sowie Problemen in zwischenmenschlichen Beziehungen (Classen et al., 2005, S. 104). Es erscheint ersichtlich, dass sexuelle Reviktimisierung zur Verstärkung der bestehenden Problemlagen der Mädchen führt, und sie aufgrund der vertrauensschädlichen Grenzverletzungen massive Schwierigkeiten in ihrer sozialen Integration sowie in der Führung von zufriedenstellenden und stabilen Partnerschaften erleben können.

Sexuell missbrauchte Mädchen werden in die Obhut von Sozialpädagog*innen gegeben, die in der Heimerziehung tätig sind. Der Erziehungs- und Bildungsauftrag dieser Sozialpädagog*innen soll ihre Klientel bei der Entwicklung eines selbständigen und förderlichen Lebens unterstützen. Jugendliche im Heim haben das Recht auf die Förderung ihrer psychosexuellen Entwicklungen, weshalb Sozialpädagog*innen die Auseinandersetzung mit Sexualität nicht meiden sollten (Dominik Mantey, 2020, S. 16). Dazu schreibt Manfred Kappeler (2014), dass die Heimerziehung für das Wohlergehen, die Sicherheit und den Schutz sowie für die psychische und physische Integrität der Heimbewohner*innen sorgen muss (S. 7). In Anbetracht des grossen Reviktimisierungsrisikos der Heimbewohner*innen und dem sozialpädagogischen Auftrag zum Schutz und zur Gewährleistung einer förderlichen Entwicklung scheint es unerlässlich, dass sich Sozialpädagog*innen dem Phänomen der sexuellen Reviktimisierung widmen.

Sexueller Gewalt wurde in der Forschung und Literatur bereits viel Aufmerksamkeit geschenkt. Obwohl sexuelle Reviktimisierung eine schwerwiegende Folge von sexueller Gewalt ist, wurde sie meist als sekundärer Schwerpunkt in Studien einbezogen, weshalb die Forschung, die sich spezifisch auf das Phänomen fokussiert, begrenzt ist (Classen et al., 2005, S. 103-104). Bis heute scheint es noch keine abgeschlossene und einheitliche Erklärung für das Phänomen zu geben. Nach Estelle Simone Bockers (2015) bestehen je nach Forschungsrichtung unterschiedliche Risikofaktoren sowie Erklärungsansätze (S. 45). Dies könnte auch ein möglicher Grund sein, weshalb in der Literatur kaum praxisbezogene Handlungsansätze gegen sexuelle Reviktimisierung vorzufinden sind. Aufgrund der hohen Gefährdungslage von jugendlichen Mädchen im stationären Heim scheint jedoch die Frage zentral, wie das Risiko der sexuellen Reviktimisierung im Heimalltag reduziert werden kann. Da Modelle und Handlungsempfehlungen für die Prävention von sexueller Reviktimisierung geringfügig vorhanden zu sein scheinen, wird eine Forschungslücke ersichtlich. Die vorliegende Arbeit bezweckt, dieser nachzukommen und Handlungsempfehlungen für die Prävention von sexueller Reviktimisierung im Heim zu erarbeiten. Um dieser Aufgabe nachzukommen, muss allerdings vorab definiert werden, was sexueller Missbrauch und sexuelle Gewalt sind.

1.2 Definition sexueller Missbrauch und sexuelle Gewalt

Im Folgenden wird auf die Definition der sexuellen Gewalt und des sexuellen Missbrauchs sowie auf die expliziten Handlungen eingegangen. In der Literatur existiert zwar ein grosser Diskurs über deren Verwendung, dennoch wird keine einheitliche Definition oder Begrifflichkeit genutzt. Begriffe wie sexueller Missbrauch, sexuelle Gewalt oder sexuelle Viktimisierung werden in der Fachwelt uneinheitlich verwendet. Nach Barbara Kavemann, Annemarie Graf-van Kesteren, Sibylle Rothkegel und Bianca Nagel (2016b) dauert die Auseinandersetzung über die korrekte Begrifflichkeit und Definition bis heute an, wobei für das Gewaltphänomen noch keine ideale Bezeichnung existiert (S. 11-12). Dirk Bange (2002) schreibt, dass es eine Vielzahl an Definitionen gibt, die das Phänomen rund um diese Begriffe beschreiben, wobei sich die Definitionskriterien beispielsweise um Macht- und Abhängigkeitsverhältnisse, Zwang, Gewalt oder den Altersunterschied drehen (S. 48-50). In der Fachliteratur scheinen die Begriffe "sexueller Missbrauch" und "sexuelle Gewalt" vermehrt in Gebrauch zu sein. Zu den beiden Begriffen:

Rebecca T. Leeb, Leonard J. Paulozzi, Cindi Melanson, Thomas R. Simon und Ileana Arias (2008) bezeichnen "sexuellen Missbrauch" als sexuelle Handlung mit oder ohne Körperkontakt an einem Kind oder Jugendlichen durch Betreuungs- oder Bezugspersonen (zit. in Andreas Jud, 2015, S. 43). Nach Jud (2015) wird beim sexuellen Miss-

brauch die Autoritäts- und Machtposition gegenüber dem Kind ausgenutzt (S. 42). Auch wenn Macht- und Autoritätspositionen unter Kindern und Jugendlichen nicht ausgeschlossen werden können, insbesondere im Kontext von Peergroup-Dynamiken, nehmen Erwachsene gegenüber Kindern und Jugendlichen grundsätzlich Macht- und Autoritätsstellungen ein. Unter Berücksichtigung dieser Faktoren und zur vereinfachten Nutzung des Begriffs wird in der vorliegenden Arbeit der Begriff "sexueller Missbrauch" generell als sexueller Übergriff von Erwachsenen an Minderjährigen definiert. Büttner (2018a) schreibt dazu, dass sexueller Missbrauch in der Kindheit als Teilbereich von sexueller Gewalt betrachtet werden kann. Unter "sexuelle Gewalt" versteht sie jegliche Handlungen gegen die sexuelle Selbstbestimmung einer Person (S. 5-6). "Sexuelle Gewalt" scheint somit übergeordnet genutzt werden zu können.

Die beiden Begriffe sind jedoch auch kritisch zu betrachten. So schreibt Manfred Kappeler (2011), dass das Wort "sexueller Missbrauch" bei Kindern die Möglichkeit eines legitimen "Gebrauchs" suggeriert, wodurch sexuelle Handlungen von Erwachsenen an Kindern in ihrem Gewaltcharakter verschleiert werden. Deshalb plädiert er für den Begriff "sexuelle Gewalt" (S. 10-12). Beim Begriff "sexuelle Gewalt" wird hingegen kritisiert, dass dieser voraussetzt, dass sexueller Missbrauch immer im Kontext von Gewalt stattfindet, was nach Lutz Goldbeck, Marc Allroggen, Annika Münzer, Miriam Rassenhofer und Jörg M. Fegert (2017) nicht zwingend sein muss (S. 1).

In der vorliegenden Arbeit wird zu Anfang auf Übergriffe in der Kindheit durch mehrheitlich Erwachsene und anschliessend auf spätere Übergriffe im Jugendalter mehrheitlich durch Gleichaltrige eingegangen. Die Verwendung beider Begriffe "sexuelle Gewalt" und "sexueller Missbrauch" scheint zur klaren Auseinanderhaltung der früheren Übergriffe in der Kindheit durch Erwachsene und den später stattfindenden Übergriffen (unabhängig des Altersunterschieds von Täter*in und Opfer) trotz der berechtigten Einwände von Kappeler (2011) und Goldbeck et al. (2017) sinnvoll. In dieser Arbeit wird aufgrund der Definition von Büttner (2018a) übergeordnet "sexuelle Gewalt" für jegliche Handlungen gegen die sexuelle Selbstbestimmung einer Person, unabhängig der Täter*in-Opfer-Beziehung, verwendet und untergeordnet "sexueller Missbrauch" für sexuelle Übergriffe von Erwachsenen an Minderjährigen.

Die Handlungen, die während sexueller Gewalt verübt werden können, werden in dieser Arbeit nach Jud (2015) in "Hands-off" und "Hands-on" eingeteilt. "Hands-on" sind sexuelle Handlungen mit Körperkontakt: absichtliche oder erzwungene Berührungen an Intimstellen, versuchte oder vollendet vaginale oder anale Penetration mit Finger, Penis oder Gegenständen sowie Akte mit Mund, Genitalien oder Anus. Darunter fallen auch erzwungene Handlungen unter Opfern. "Hands-off" sind sexuelle Handlungen

ohne direkten Körperkontakt: verbale sexuelle Belästigung, Taten zur Ermöglichung von Kinderprostitution, Konfrontation mit sexuellen Aktivitäten wie beispielsweise Exhibitionismus oder Foto- und Videoaufnahmen, die auf Sexualität hindeuten (S. 44). Bei der Sichtung der Literatur wurde indes festgestellt, dass meist nicht näher auf die expliziten sexuellen Handlungen eingegangen wird. Somit werden in dieser Arbeit grundsätzlich die Begriffe "Hands-off" und "Hands-on" nach Jud (2015) verwendet, jedoch nur, wenn eine explizite Unterscheidung der Handlungen ersichtlich und möglich ist. Bei einer anderweitigen Definition der Handlungen sexueller Gewalt wird im Text darauf hingewiesen. Des Weiteren wird im Text vermerkt, wenn die genutzte Literatur oder Studien sich von den Definitionen in Kap. 1.1 oder 1.2 in dieser Bachelorarbeit unterscheiden. Ferner wurden bei unklarer Begriffsdefinition in der Literatur die Begriffe der vorliegenden Arbeit gebraucht.

1.3 Zielsetzung und Fragestellungen

Im Lichte der in der Ausgangslage beschriebenen Umstände ist es notwendig, dass sich Sozialpädagog*innen der Prävention von sexueller Reviktimisierung im Heim widmen. Anlässlich kaum vorhandener praxisorientierter Handlungsansätze, um das Thema im stationären Alltag anzugehen, ist es das Ziel dieser Arbeit, mögliche Handlungsempfehlungen für Sozialpädagog*innen zu eruieren, die zur Reduktion von sexueller Reviktimisierung bei jugendlichen Mädchen beitragen können. Folglich richtet sich die gesamte Bachelorarbeit nach der Hauptfragestellung aus:

Wie können Sozialpädagog*innen im Alltag des stationären Heimkontexts das Risiko einer sexuellen Reviktimisierung bei jugendlichen Bewohnerinnen, die sexuellen Missbrauch in der Kindheit erlebt haben, reduzieren?

Zur Beantwortung dieser Hauptfragestellung ergaben sich folgende Teilfragestellungen:

1. *Wie zeigt sich sexuelle Reviktimisierung im Kontext der stationären Jugendhilfe?*
2. *Wie lässt sich sexuelle Reviktimisierung in intimen Beziehungen zwischen Gleichaltrigen erklären?*
3. *Welche Ziele ergeben sich für die sozialpädagogische Arbeit mit den betroffenen jugendlichen Mädchen?*
4. *Was scheint hilfreich, um die betroffenen Mädchen hinsichtlich der Themen Bindung und Sexualität zu stärken, um das Risiko für sexuelle Reviktimisierung zu reduzieren?*

Die ersten zwei Teilfragestellungen dienen dem Ziel, die Problematik und Risiken aufzuzeigen. Die letzteren zwei zielen darauf hin, Handlungsempfehlungen für die Sozialpädagogik zu erarbeiten.

1.4 Motivation und Adressat*innen

Die Autorenschaft stiess in ihrem Praxisjahr auf erwachsene Klientel, die in ihrer Vorgeschichte schwere Traumatisierungen durch physische und psychische Gewalt erleiden musste. Unabhängig voneinander beschäftigten sich Beide mit der Frage, welche Auswirkungen derartige Traumatisierungen, insbesondere solche durch sexuellen Missbrauch, auf das gegenwärtige Leben der Klientel haben, und wie die Sozialpädagogik eine unterstützende und entwicklungsfördernde Alltagsbegleitung bei solch schwerwiegenden Lebensgeschichten ermöglichen kann. Schliesslich einigte das gemeinsame Interesse, die Schnittmenge "Trauma" und "Sexualität" näher zu ergründen. Während der Rechercharbeit stiess die Autorenschaft erstmalig auf das problematische Phänomen der "sexuellen Reviktimisierung", die die Folge eines traumatischen sexuellen Missbrauchs sein kann. Aufgrund der Erkenntnis dieser Spätfolge und der in Erfahrung gebrachten Lebensgeschichten der Klientel schien es der Autorenschaft wichtig, dass der Klientel frühzeitig Unterstützung gegen sexuelle Reviktimisierung geboten wird. Daraus resultierte der Fokus auf das Heim, wo Jugendliche aus schwierigen Lebenslagen aufgefangen werden, und Sozialpädagog*innen bereits die Gelegenheit haben, frühzeitig gegen das Risiko der sexuellen Reviktimisierung einwirken zu können.

Aufgrund dessen richtet sich die vorliegende Arbeit insbesondere an Sozialpädagog*innen, die Kinder und Jugendliche im Heim begleiten, die sexuellen Missbrauch erlitten haben. Zudem kann die Arbeit für interdisziplinäre Bezugsgruppen aus dem Heimbereich sowie für Interessierte dieser Thematik aufschlussreich sein.

1.5 Abgrenzung

- Der Autorenschaft ist bewusst, dass alle Geschlechter in allen Altersstufen von sexueller Reviktimisierung betroffen sein können. Da im Heim jedoch besonders Mädchen sexuelle Reviktimisierung erleiden, beschränkt sich die Arbeit auf die Zielgruppe jugendliche Mädchen.
- Weil praxisorientierte Handlungsempfehlungen zur Stärkung der Mädchen angestrebt werden, wird nicht auf Möglichkeiten eingegangen, wie auf kultureller oder politischer Ebene vorgegangen werden könnte.
- Sexuelle Reviktimisierung erfolgt immer durch Täter*innen. Diese sind meist selbst von schwierigen Lebensverhältnissen geprägt, welche sie zur Ausübung von sexueller Gewalt treiben können. Da jedoch die Stärkung der Mädchen gegen sexuelle Reviktimisierung angestrebt wird, wird nicht vertieft auf den Hintergrund und den Umgang mit den Täter*innen eingegangen.
- Der Kontakt zur Herkunftsfamilie bleibt nach einem Heimeintritt teilweise bestehen, wodurch auch der Kontakt zu den initialen Täter*innen bestehen bleiben könnte. Da die Mädchen ihren Lebensalltag im Heim verbringen, konzentriert sich die Autorenschaft darauf, was in diesem Rahmen zur Unterstützung geleistet werden kann, und geht nicht auf Handlungsempfehlungen zu aussenstehenden familiären Konstrukten ein.
- Betroffene sexueller Gewalt können psychiatrische Diagnosen aufweisen, die allenfalls sexuelle Reviktimisierung begünstigen. Da sich die Arbeit auf jugendliche Mädchen bezieht, die sich noch in der Entwicklung befinden, wird nicht vertieft auf psychiatrische Störungsbilder und Diagnosen eingegangen.

1.6 Aufbau der Bachelorarbeit

Die vorliegende Bachelorarbeit ist in sechs Kapitel aufgeteilt. Im Anschluss an dieses Einleitungskapitel folgt das zweite Kapitel. Darin wird anhand von Studien auf Tatpersonen, Tatort sowie Risikogruppe bezüglich sexueller Gewalt an Kindern und Jugendlichen eingegangen und die möglichen Folgen von sexueller Gewalt werden aufgezeigt. Danach wird sexuelle Reviktimisierung spezifisch im Heim betrachtet und auf die sexuelle Entwicklungsaufgabe der jugendlichen Heimbewohner*innen eingegangen, wodurch die erste Teilfragestellung beantwortet wird.

Aufbauend auf den Erkenntnissen aus dem zweiten Kapitel wird im dritten Kapitel betrachtet, wie sexuelle Reviktimisierung bei jugendlichen Mädchen in intimen Beziehungen erklärt werden kann. Es wird davon ausgegangen, dass die Erfahrung von sexuellem Missbrauch in der Kindheit Einfluss auf ihr Beziehungs- und Sexualverhalten hat, und dass sich dadurch das Risiko für eine sexuelle Reviktimisierung erhöht. Um zwischen der Erfahrung des sexuellen Missbrauchs in der Vergangenheit und deren Auswirkungen auf gegenwärtige Interaktionen zu unterscheiden, wird das Vorgehen in einem multifaktoriellen Modell für sexuelle Reviktimisierung verortet. Gleichzeitig kann so die Komplexität des Phänomens aufgezeigt werden. Es folgen zentrale Annahmen aus der Bindungstheorie, die mit der sexuellen Missbrauchserfahrung aus der Kindheit verknüpft werden. Ferner werden die eruierten Auswirkungen auf das Beziehungs- und Sexualverhalten in intimen Beziehungen beleuchtet und es wird aufgezeigt, wie diese das Reviktimisierungsrisiko erhöhen. Das dritte Kapitel dient grundsätzlich der Beantwortung der zweiten Teilfragestellung, wobei bestimmte Erkenntnisse zur vertieften Beantwortung der ersten Teilfragestellung beitragen.

Im vierten Kapitel wird auf den stationären Heimauftrag sowie den sozialpädagogischen Handlungsauftrag innerhalb von Heimen eingegangen. Basierend auf den Erkenntnissen des dritten Kapitels werden sozialpädagogische Herausforderungen im Kontakt mit den betroffenen Mädchen elaboriert. Anhand der Herausforderungen werden sozialpädagogische Zielsetzungen im Rahmen des erläuterten Handlungsauftrags formuliert, wodurch die dritte Teilfragestellung beantwortet wird. In Bezugnahme auf die formulierten Zielsetzungen werden im fünften Kapitel mithilfe von Methoden und Konzepten Handlungsempfehlungen für die Praxis abgeleitet, die zur Reduktion von sexueller Reviktimisierung dienlich erscheinen. Dadurch wird die vierte Teilfragestellung beantwortet. Der letzte Teil (Kap. 6) endet mit einer ganzheitlichen Beantwortung der Teilfragestellungen und die berufsrelevanten Erkenntnisse werden dargestellt. Die Arbeit schliesst mit einem Ausblick für das weitere Praxisfeld ab.

2 Sexuelle Reviktimisierung

Das nachfolgende Kapitel beschreibt sexuelle Reviktimisierung im Heimkontext. Diesbezüglich wird zunächst auf sexuelle Gewalt eingegangen, da diese, nach der Definition der Reviktimisierung die Basis darstellt. Hierzu werden die Täter*innen sowie der Tatort von sexueller Gewalt beschrieben und die Risikogruppe dargestellt. Ferner werden die Folgen von sexueller Gewalt beleuchtet, um anschliessend sexuelle Reviktimisierung im Heim abzuhandeln. Im Heimkontext wird erneut auf die Täter*innen, die Risikogruppe sowie unterschiedliche Tatorte eingegangen. Das Kapitel schliesst mit der sexuellen Entwicklungsaufgabe der Heimbewohner*innen ab.

2.1 Optimus Studie Schweiz

Die nachfolgenden Daten stützen sich vorwiegend auf die Optimus Studie Schweiz. Die Studie wird hervorgehoben, da sie sexuelle Gewalt bei Kindern und Jugendlichen in der Schweiz umfassend untersuchte. Die Studie wird eingehend kurz umrissen.

Die Optimus Studie Schweiz (2012a), ist Bestandteil einer länderübergreifenden Optimus Studie, die zum Ziel hat, Fälle von sexueller Viktimisierung an Kindern und Jugendlichen zu reduzieren und Hilfsmassnahmen des Kinderschutzes zu verbessern. 2007 startete die zehn Jahre andauernde, multinationale Optimus Studie, an der sich die Schweiz beteiligte. Die Studie wurde in drei Zyklen aufgeteilt, wobei die folgenden Daten aus der ersten Zyklade der national repräsentativen Schweizer Studie stammen. Zur Datenbeschaffung wurden über 6'700 Schüler*innen im Alter zwischen 15 und 17 Jahren befragt, um Rückschlüsse über das Dunkelfeld zu ziehen. Andererseits beteiligten sich 324 Kinderschutzzorganisationen mit der Bereitstellung ihrer gemeldeten Fälle, wodurch das Hellfeld beleuchtet wurde (S. 16-20). Zur Klärung von Hell- und Dunkelfeld schreibt das Eidgenössische Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann (EBG) (2020), dass das Hellfeld durch Statistiken erhoben wird und Gewaltfälle widerspiegelt, die den Behörden oder Organisationen gemeldet wurden. Das Dunkelfeld wird hingegen durch Bevölkerungsumfragen erhoben und kann somit das tatsächliche Ausmass von Gewaltvorfällen ausleuchten, da es auch nicht gemeldete Fälle anzeigt (S. 3).

Die Optimus Studie Schweiz (2012b) nutzt zur Beschreibung von sexueller Gewalt die Begriffe "sexueller Missbrauch" sowie "sexuelle Viktimisierung". Sexuellen Missbrauch definiert die Studie als sexuelle Handlungen an Kindern, die in einem Vertrauens-, Abhängigkeits- oder Verantwortungskontext zu Tatpersonen stehen. Hingegen meinen sie mit sexueller Viktimisierung jegliche sexuellen Handlungen an unter 18-jährigen Kindern und Jugendlichen, unabhängig ihrer Beziehung zur Tatperson. Darüber hinaus

grenzen sie Kinder und Jugendliche in die Altersgruppe zwischen 0 bis 18 Jahren ein (S. 19). Zwar nutzen sie nicht die Begriffe Hands-on und Hands-off, ihre Begriffe "Viktimisierung mit oder ohne Körperkontakt" scheinen jedoch identisch. Zusätzlich zählen sie sexuelle Cyberviktimisierung zu Viktimisierung ohne Körperkontakt (Optimus, 2012b, S. 21).

2.1.1 Sexuelle Gewalt im Kindes- und Jugendalter: Täter*innen

Wie bereits erläutert, ergab sich das Hellfeld durch die Institutionsumfrage und deren gemeldete Fälle. Diesbezüglich konnten spezifisch zum Alter der Opfer die Täter*innen ausgemacht werden. Es zeigte sich, dass Kinder zwischen 0-6 Jahren zu 45.1 Prozent (%) sexuelle Viktimisierung durch den eigenen Vater erlebten, 26.2 % durch andere, nicht spezifizierte Erwachsene, 14.6 % durch Gleichaltrige, 5.1 % durch andere Betreuungspersonen, 3.1 % durch die Mutter und lediglich 0.9 % durch fremde Täter*innen (Optimus Studie Schweiz, 2012b, S. 98-99). Zwischen dem 7. und dem 11. Lebensjahr ist mit 26.4 % weiterhin der Vater die grösste Tätergruppe, gefolgt von 19.7 % Gleichaltrige, 14.8 % Geschwister und 8.6 % Fremde. Der Anteil der Übergriffe durch andere Erwachsene sinkt dabei auf 15.8 %, wobei der Prozentsatz der Mutter und anderen Bezugspersonen lediglich um wenige Prozente steigt. Im Jugendalter zwischen 12-17 Jahren werden mit 38.6 % die meisten Übergriffe von Gleichaltrigen durchgeführt. Übergriffe durch Fremde steigen auf 18.8 %, andere Erwachsene auf 20 % und solche durch den Vater sinken auf 14.2 % (ebd.).

Ersichtlich wird, dass sich die Tatpersonen mit zunehmendem Alter des Opfers ändern. Diese Erkenntnis bestätigt auch die Optimus Studie Schweiz (2012a) und führt dies auf den zunehmenden Aktionsradius der Opfer zurück (S. 59). Ferner wurde deutlich, dass die Jugendlichen meist nicht Opfer ihrer erwachsenen Familienangehörigen wurden, sondern vielmehr durch etwa Gleichaltrige im Kontext von Liebesbeziehungen und Dates. Diesbezüglich gaben Jugendliche, die sexuellen Missbrauch erlebt haben, an, dass 42 % der Missbrauchsfälle mit Körperkontakt und innerhalb von Liebesbeziehungen und Dates verübt wurden, wobei Familienangehörige nur noch zu 9 % genannt wurden. Mädchen werden jedoch rund fünf Mal häufiger Opfer von Familienmitgliedern als Jungen, wobei sie als Tatpersonen am häufigsten männliche Verwandte wie Cousin, Onkel, Bruder oder – noch eher als den eigenen Vater – den Stiefvater angaben. Nebst Gleichaltrigen und Familienangehörigen wurden zu 39 % gute Bekannte und 21 % Fremde als Täter*innen angegeben (S. 48-49).

Aus der Hell- und Dunkelfeldstudie wurde ersichtlich, dass sexueller Missbrauch an Kindern meist durch nahestehende Bindungspersonen (Vater) ausgeübt wird, wobei sexuelle Gewalt im Jugendalter mehrheitlich durch etwa Gleichaltrige stattfindet. Zudem wird in der Optimus Studie (2012a) darauf verwiesen, dass die Tatpersonen in den meisten Fällen männlichen Geschlechts sind (S. 49).

Eine mit der Optimus Schweiz Studie vergleichbare Schweizer Studie konnte nicht auffindig gemacht werden. Zur Unterstreichung der Ergebnisse der Optimus Studie Schweiz wird daher auf eine deutsche Studie von Steffen Bieneck, Lena Stadler und Christian Pfeiffer (2011) zurückgegriffen, die eine repräsentative Dunkelfeldstudie zu sexuellem Kindesmissbrauch durchführten (S. 9-10) und dazu Menschen im Alter zwischen 16 bis 40 Jahren befragten (S. 3). Sie ist lediglich grob vergleichbar, da sie sexuellen Kindesmissbrauch fokussierte, bei dem das Opfer unter 16 Jahre alt und der oder die erwachsene Täter*in zum Zeitpunkt des Vorfalls mindestens 5 Jahre älter sein musste (S. 11). Ferner gibt die Studie keine detaillierten Auskünfte über die unterschiedlichen Altersspannen des Opfers und die jeweiligen Täter*innen, dennoch konnten Übereinstimmungen zur Optimus Studie Schweiz festgestellt werden.

Bieneck et al. (2011) stellten fest, dass sexueller Missbrauch mit Körperkontakt am häufigsten durch männliche Personen und männliche Familienmitglieder (insbesondere Onkel, Stiefväter und leibliche Väter) verübt wird (S. 42). Die Optimus Studie Schweiz zeigte ebenso auf, dass bei Kindern am häufigsten der Vater der Täter ist und bei jugendlichen Mädchen nebst Gleichaltrigen oftmals der Onkel, Stiefvater sowie der Vater die Täter sind. Bieneck et al. (2011) kamen ebenso zum Ergebnis, dass sexueller Missbrauch durch männliche unbekannte Personen weniger vertreten ist (S. 42); dies geht mit der Optimus Studie Schweiz insofern einher, dass bei beiden Altersgruppen Fremde eine kleinere Täter*innengruppe darstellen.

Schlussfolgernd lässt sich feststellen, dass unabhängig vom Alter der Betroffenen die Tatpersonen vorwiegend männlich sind und meist aus dem nahen sozialen Umfeld stammen. Sexuelle Gewalt durch Fremde scheint marginal vertreten. Die Optimus Studie (2012a) ergänzt übergeordnet, dass sexueller Missbrauch von Kindern häufig im engeren Familienumfeld geschieht, und bei Jugendlichen sexuelle Gewalt eher durch etwa Gleichaltrige stattfindet (S. 48).

2.1.2 Sexuelle Gewalt im Kindes- und Jugendalter: Tatort

Im Dunkelfeld der Optimus Studie Schweiz (2012b) wurde ersichtlich, dass sexuelle Viktimisierung mit oder ohne Körperkontakt sich meistens in privaten Umgebungen ereignet. Häufig geschieht der Übergriff im Zuhause der Betroffenen oder in einer anderen Wohnung. Die Schule sowie öffentliche Plätze wurden nachrangig angegeben. Im Gegensatz dazu wird angenommen, dass bei Jugendlichen aufgrund ihres grösseren Aktionsradius noch häufiger Übergriffe ausserhalb privater Umgebungen stattfinden als bei Kindern (S. 72-73). Die Ergebnisse von Bieneck et al. (2011) bestätigen, dass sexueller Missbrauch mit Körperkontakt meist in der Wohnung der Täter*innen oder im Zuhause der Betroffenen geschieht (S. 42).

2.1.3 Sexuelle Gewalt im Kindes- und Jugendalter: Geschlechterverhältnis

Im vorhergehenden Abschnitt wurde deutlich, dass beide Geschlechter von sexueller Gewalt betroffen sind. Dennoch konnte in den nachfolgenden Studien festgestellt werden, dass es Differenzen im Geschlechterverhältnis gibt. Die Optimus Studie (2012a) stellte fest, dass Mädchen grundsätzlich zwei- bis dreimal mehr gefährdet sind als Jungen, wobei dieser Unterschied bei massiver sexueller Viktimisierung mit körperlichem Zwang noch höher liegt. Diesbezüglich erfahren Mädchen sechsmal häufiger sexuelle Viktimisierung mit Penetration als Jungen (S. 38).

Bieneck et al. (2011) bestätigt den Geschlechterunterschied zu Lasten der Mädchen (S. 40). Nach der Optimus Studie Schweiz (2018) gilt es in der internationalen Forschung als gesichert, dass Mädchen häufiger von sexueller Viktimisierung betroffen sind als Jungen (S. 27). Zwei Meta-Analysen bestätigen, dass Mädchen weltweit häufiger betroffen sind als Jungen (Marije Stoltenborgh, Marinus H. van IJzendoorn, Eveline M. Euser & Marian J. Bakermans-Kranenburg 2011, S. 88-89; Noemí Pereda, Georgina Guilera, Maria Forn & Juana Gómez-Benito, 2009, S. 334).

Die Autorenschaft möchte jedoch das Risiko von sexueller Gewalt an Jungen nicht herunterspielen und verweist auf die Erklärung der Optimus Studie Schweiz. Sie erklären, dass die höhere Rate für sexuelle Viktimisierung an Mädchen einerseits dadurch erklärt werden könnte, dass Sexualtäter jugendliche Mädchen vorziehen. Es könnte jedoch auch sein, dass das Verhältnis teilweise nicht der Realität entspricht, weil das Angabeverhalten der Geschlechter unterschiedlich sein könnte. Denn männliche Rollenbilder und Schamgefühle könnten männliche Befragte dazu veranlassen, seltener sexuelle Viktimisierung mitteilen zu wollen (Optimus Studie Schweiz, 2012b, S. 28). Dies wird durch ihren Nachweis, dass Mädchen sexuelle Übergriffe eher mitteilen als

Jungen, bekräftigt (S. 89-90). Insofern kann davon ausgegangen werden, dass die Dunkelziffer bei Jungen höher liegt. Ferner könnte die Dunkelziffer per se höher sein, da davon ausgegangen werden muss, dass nicht jede sexuelle Gewalt zur Anzeige oder Sprache kommt. Indes liegt nahe, dass sexuelle Gewalt keine Seltenheit ist und Folgen für die Betroffenen nach sich ziehen kann. Diese Folgen werden im nachfolgenden Kapitel kurz umrissen.

2.2 Folgen von sexueller Gewalt

Nach Lutz Goldbeck (2015) besteht eine hohe Wahrscheinlichkeit, dass sexuelle Gewalt an Kindern und Jugendlichen sich negativ auf ihre psychische und physische Entwicklung auswirkt. Dennoch gibt es keine oder wenige typische Symptome, die ausschliesslich auf sexuelle Gewalt zurückgeführt werden können, weil schwierige Lebensumstände- oder Ereignisse ähnliche Symptome hervorrufen. Zudem können die Folgen aufgrund des Ausmasses der sexuellen Gewalt, der Zeitdauer, Form, Intensität sowie des Kontextes, in dem sie stattfindet, unterschiedlich ausfallen (S. 146-147). Daher werden die Folgen von sexueller Gewalt eher als Störungen aus einer Bandbreite von internalisierten und externalisierten Verhaltensstörungen beschrieben (Goldbeck et al., 2017, S. 14). Goldbeck et al. (2017) unterscheiden zwischen kurzfristigen psychischen und körperlichen Folgen sowie mittel- und langfristigen psychischen und körperlichen Folgen (S. 15-18). Kurzfristige psychische Folgen aufgrund sexueller Gewalt können nach Stunden oder Tagen auftreten und sich unter anderem durch starke Unruhe, Ängste, emotionale Sensibilität sowie Rückzugsverhalten zeigen (S. 15). Körperliche Folgen sexueller Gewalt mit Körperkontakt können hingegen Verletzungen an Intimstellen, sexuell übertragbare Krankheiten oder Schwangerschaft sein (B. Herrmann, F. Navratil & M. Neises, 2002; zit. in Goldbeck et al. 2017, S. 17). Mittel- und langfristige psychische Folgen sind Belastungssymptome, die nach vier Wochen oder länger nicht abgeklungen sind (Goldbeck et al., 2017, S. 16). Wiederholt konnte in einer Metaanalyse von Tanja Hillberg, Catherine Hamilton-Giachritsis und Louise Dixon (2011) aufgezeigt werden, dass Erwachsene, die sexuelle Gewalt in der Kindheit erlebt haben, im Gegensatz zu Erwachsenen ohne sexuelle Gewalterfahrung in der Kindheit häufiger an beispielsweise posttraumatischen Belastungsstörungen sowie Depressionen, Konsummittelmissbrauch, Angststörungen und Zwangsstörungen litten (zit. in Goldbeck et al., 2017, S. 16). Zu langfristigen körperlichen Folgen gehören unter anderem auch eine Beeinträchtigung des Immunsystems, gynäkologische Erkrankungen sowie chronische Schmerzen (S. Nelson, N. Baldwin & J. Taylor 2012; zit. in Goldbeck et al., 2017, S. 18).

Darüber hinaus schlussfolgern Classen et al. (2005) aus ihrer Metaanalyse, dass sexuelle Gewalt in der Kindheit und deren Schweregrad die am besten erforschten Risikofaktoren für sexuelle Reviktimisierung sind (S. 103). Sie ergänzen, dass die Art der sexuellen Gewalt, die Identität der Tatperson, der Zeitraum, die Häufigkeit sowie die zusätzliche Anwendung von Gewalt das Risiko für sexuelle Reviktimisierung deutlich erhöhen (S. 124). Daraus wird deutlich, dass die Erfahrung von sexueller Gewalt in der Kindheit das Risiko für erneute sexuelle Opfererfahrungen durch andere Täter*innen im Verlauf des Lebens erhöht, wobei anzunehmen ist, dass die oben beschriebenen Folgen sich festigen oder erst recht ausgelöst werden können. Kavemann et al. (2016a) bestätigen, dass Jugendliche, die sexuelle Reviktimisierung erfahren haben, vermehrt eine psychiatrische Diagnose aufweisen und häufiger an Sucht oder Verhaltensstörungen leiden. Eine weitere Folge der sexuellen Reviktimisierung sind Defizite in der Gestaltung von intimen und sozialen Beziehungen (S. 16).

2.3 Sexuelle Reviktimisierung im Heim

Im Nachfolgenden wird darauf eingegangen, wie sich sexuelle Reviktimisierung im Heim zeigen kann. Zu diesem Zweck wird zuerst die Risikogruppe im Heim beleuchtet und anschliessend auf die Zusammensetzung der Täter*innen und der Betroffenen eingegangen. Letztlich wird die sexuelle Entwicklungsaufgabe betrachtet.

2.3.1 Sexuelle Reviktimisierung: Risikogruppe jugendliche Heimbewohner*innen

Kavemann et al. (2018) erklären, dass Kinder und Jugendliche, die sexuelle Gewalt in der Familie erlebt oder nicht von dieser geschützt werden konnten, meist nach der Bekanntwerdung in stationäre Erziehungshilfen eingewiesen werden. Dadurch kann sexuelle Gewalt durch die Initialtäter*innen zwar unterbunden werden (S. 858), doch wie zuvor erwähnt, ist sexuelle Gewalt in der Kindheit und deren Schweregrad ein erheblicher Risikofaktor für sexuelle Reviktimisierung. Classen et al. (2005) schreiben, dass sich das Risiko aufgrund weiterer Missbrauchserfahrungen, insbesondere durch körperlichen Missbrauch in der Kindheit, erhöht (S. 124). Dazu ergänzen Kavemann et al. (2018), dass Kinder, die sexuellen Missbrauch durch ihre Eltern erfahren haben, meist auch körperliche Gewalt erdulden mussten (S. 860). Deshalb schlussfolgern Kavemann et al. (2016a), dass Jugendliche, die in der stationären Jugendhilfe leben, zur Hochrisikogruppe für sexuelle Reviktimisierung gehören (S. 8). Darüber hinaus bestätigen Georgina F. Hobbs, Christopher J. Hobbs und Jane M. Wynne (1999), dass Heimkinder innerhalb und ausserhalb der Einrichtung ein sechsmal höheres Risiko für sexuellen Missbrauch aufweisen als Kinder aus der Allgemeinbevölkerung (zit. in; Allroggen et al., 2017, S. 23-24).

Dass Jugendliche im Heim eine hohe Risikogruppe für sexuelle Reviktimisierung darstellen, bestätigen auch die Ergebnisse des Forschungsprojekts "Prävention von Reviktimisierung bei sexuell missbrauchten jugendlichen Mädchen in der stationären Jugendhilfe (PRÄVIK)" (nachfolgend "PRÄVIK-Studie" genannt). Kavemann et al. (2016a) befragten in der PRÄVIK-Studie insgesamt 42 Mädchen, mehrheitlich im Alter zwischen 14 und 18 Jahren, die vor ihrem 14. Lebensjahr sexuelle Gewalt erlebt haben. Zusätzlich wurden ein 13-jähriges und zwei 19-jährige Mädchen miteinbezogen. Alle Mädchen lebten zum Zeitpunkt ihrer Befragung in 19 unterschiedlichen Heimen in Deutschland. Nach einem Jahr konnten von den 42 Mädchen 26 ein zweites Mal befragt werden (S. 5-6). Die erste Befragung ergab, dass die Mädchen nebst sexueller Gewalt auch weitere Misshandlungen erlebt haben (Kindler et al. 2018, S. 128). Dabei erfuhren 60 % körperlichen Missbrauch und 84 % psychischen Missbrauch. Zudem erlitten 92 % Vernachlässigung und 72 % mussten Partnerschaftsgewalt miterleben (S. 128). Durchschnittlich 12 Monate nach der ersten Befragung der Mädchen gaben 75 % der erneut Befragten an, in diesem Zeitraum sexuelle Reviktimisierung erfahren zu haben. Die eine Hälfte mit und die andere ohne Penetration, wobei den restlichen 25 % keine sexuelle Reviktimisierung widerfuhr (S. 129). Es ist anzumerken, dass die Interpretation der Ergebnisse kritisch betrachtet werden muss, weil es eine kleine, selektive Stichprobe ist, und bei der zweiten Befragung lediglich 26 der 42 Mädchen erneut befragt werden konnten. Dadurch besteht die Gefahr einer Verzerrung der Ergebnisse (S. 134).

Schlussfolgernd zeigt die PRÄVIK-Studie, dass die meisten Mädchen weitere Misshandlungsformen erlebt haben und ein hoher Prozentsatz innerhalb eines kurzen Zeitraums sexuelle Reviktimisierung erlitten haben. Diese Ergebnisse unterstreichen, dass Jugendliche im Heim tatsächlich vielfach Opfer weiterer Misshandlungsformen werden und dass sie trotz einer Heimunterbringung ein hohes Risiko für sexuelle Reviktimisierung tragen. Somit wird deutlich, dass Jugendliche im Heim eine Hochrisikogruppe für sexuelle Reviktimisierung darstellen. Im Folgenden wird geklärt, durch wen sexuelle Reviktimisierung im Heim mehrheitlich verübt wird, und wo dies geschieht.

2.3.2 Sexuelle Reviktimisierung: Täter*innen und Betroffene

Es konnte keine Schweizer Studie zu sexueller Reviktimisierung in Heimen ausfindig gemacht werden, die detaillierte Rückschlüsse auf die Täter*innen sowie den Tatort geben kann. Deshalb musste an dieser Stelle auf deutsche Studien zu sexueller Gewalt in Heimen zurückgegriffen werden.

Eine repräsentative Studie von Allroggen et al. (2017) untersuchte die Lebenszeitprävalenz von sexueller Viktimisierung in Heimen und Internaten in Deutschland. Insgesamt wurden 322 Jugendliche im Alter von mindestens 15 Jahren, von denen 153 im Heim lebten, direkt befragt. Dabei wurde sexuelle Viktimisierung nach ihrem Schweregrad in drei Kategorien eingeteilt. Die erste Kategorie umfasste "sexuelle Belästigung" (digitaler oder direkter Kontakt mit sexuellen Botschaften sowie Konfrontation mit Pornografie), zweite Kategorie "Übergriffe ohne Penetration" (Masturbation vor anderen oder Berührungen an Intimstellen) und die dritte Kategorie "Übergriffe mit Penetration" (erfolgte oder versuchte Penetration mit Zunge, Glied, Finger oder Gegenständen) (S. 23- 26).

Unabhängig der Lebensorte erfuhren 24 % von allen Befragten innerhalb ihrer Lebensprävalenz Übergriffe mit Penetration, 49 % ohne Penetration und 26 % sexuelle Belästigung (Allroggen et al., 2017, S. 26). In allen drei Kategorien waren Mädchen häufiger betroffen, und in allen Kategorien wurden die Handlungen deutlich öfters durch männliche Täter verübt. Zum Vergleich: Übergriffe mit Penetration wurden zu 87 % durch einen Täter und zu 9 % durch eine Täterin verübt. Zu zwei Dritteln war der oder die Täter*in gleichaltrig oder wenige Jahre älter als das Opfer. Ferner fanden 28 % der Übergriffe mit Penetration innerhalb einer andauernden Partnerschaft statt, 31 % der Übergriffe durch Kinder oder Jugendliche, die mit dem Opfer zusammenlebten, und 43 % durch dem Opfer bekannte Kinder oder Jugendliche ausserhalb der Institution. 11 % aller Übergriffe mit Penetration stammten von Fachkräften und 23 % von fremden Erwachsenen. Allroggen et al. (2017) schlussfolgern, dass die Täter*innen überwiegend Gleichaltrige und Partner*innen sind (S. 26-29).

Die Studie von Derr et al. (2017) ist zwar nicht repräsentativ (S. 38), dennoch bestätigt sie einige Erkenntnisse von Allroggen et al. (2017). Insgesamt nahmen 264 Jugendliche ab 12 Jahren an der Studie von Derr et al. (2017) teil. Alle Jugendlichen lebten zum Zeitpunkt der Befragung in einem Heim (S. 8-10). Sie stellten ebenso fest, dass Mädchen häufiger von sexueller Gewalt betroffen waren als Jungen, und dass sexuelle Übergriffe mehrheitlich durch Gleichaltrige verübt werden. Es zeigte sich, dass die gravierendsten sexuellen Übergriffe mit 41 % von externen Jugendlichen ausgingen, indes

jugendliche Heimbewohner*innen zu 31 % genannt wurden. Bei Erwachsenen als Täter*innen wurden externe Personen mit 23 % und lediglich 5 % Fachkräfte der Einrichtung verzeichnet. Ferner wurde das Heim zu 16 % als Tatort angegeben (S. 13-14). Aufgrund diesem eher niedrigen Prozentanteil und dem im Kap. 2.1 erwähnten grösseren Aktionsradius von Jugendlichen wird angenommen, dass die sexuelle Gewalt an Heimbewohner*innen ebenso in der Wohnung der Täter*innen sowie an öffentlich zugänglichen Orten geschehen muss.

Abschliessend kann festgestellt werden, dass sexuelle Gewalt an jugendlichen Heimbewohner*innen keine Seltenheit zu sein scheint, und dass häufiger Mädchen betroffen sind. Die Täter*innen sind dabei – wie in der Kindheit – vorwiegend männlich, wobei das grösste Risiko von externen sowie internen Jugendlichen auszugehen scheint, die in etwa im gleichen Alter wie die Mädchen sind.

Da sexuelle Reviktimisierung meist durch etwa Gleichaltrige und Partner*innen stattfindet, beinhalten diese Beziehungen das grösste Übergriffspotenzial. Daher wird im Folgenden auf die Thematik von intimen Beziehungen im Jugendalter eingegangen.

2.3.3 Jugendalter und die sexuelle Entwicklungsaufgabe

Marc Vierhaus und Eva-Verena Wendt (2018) schreiben, dass die Aufnahme von Partnerschaften und sexuellen Beziehungen im Jugendalter eine wichtige Entwicklungsaufgabe darstellt (S. 140). Entwicklungsaufgaben werden nach Heike Eschenbeck und Rhea-Katharina Knauf (2018) bezeichnet als: “(. . .) an das Lebensalter gebundene Anforderungen, die sich typischerweise jedem Individuum im Laufe seines Lebens stellen” (S. 24). Eine positive Entwicklung geschieht, indem die Entwicklungsaufgaben in den verschiedenen Lebensphasen in einer angemessenen Weise bewältigt werden (Vierhaus & Wendt, 2018, S. 140).

Im Jugendalter, schreibt Eva-Verena Wendt (2009), vollziehen sich komplexe Veränderungen der sozialen Beziehungen (S. 13). Den Liebesbeziehungen wird dabei eine zentrale Bedeutung hinsichtlich der Ablösung von den Hauptbetreuungspersonen zugeschrieben. Sie dienen der Autonomieentwicklung und Individuation, wobei wichtige Beziehungskompetenzen erworben werden können (S. 19). Durch hormonelle Veränderungen werden die Jugendlichen ausserdem vermehrt mit sexuellem Verlangen und sexuellem Verhalten konfrontiert (S. 21). Helmut Fend (2001) sieht als zentrales Entwicklungsziel hinsichtlich sexueller Beziehungen die Entwicklung von sexueller Authentizität. Damit ist gemeint, dass die Jugendlichen lernen, wo ihre Grenzen bezüglich sexueller Handlungen und Wünsche liegen. Idealerweise ist eine sexuelle Beziehung

auch eine Bindungsbeziehung und geht mit emotionaler Nähe und Verantwortung für das Gegenüber einher (S. 257).

Nach Kavemann et al. (2016a) ist für jugendliche Mädchen, die in der Kindheit sexuell missbraucht wurden, die Bewältigung dieser Entwicklungsaufgabe erschwert. Sie wurden in sexuelle Aktivitäten einbezogen, die womöglich traumatisch waren, und denen sie nicht zustimmen konnten. Neben der Bewältigung der Entwicklungsaufgaben müssen die Jugendlichen zusätzlich die Missbrauchserfahrung verarbeiten. Ihre ersten sexuellen Beziehungen gehen sie ausserdem meist mit Gleichaltrigen ein, die sie innerhalb der Jugendhilfe oder anderen Institutionen getroffen haben, und die ebenfalls ein hohes Mass an Belastungen mitbringen (S. 12).

Daraus wird deutlich, dass die Entwicklung der sexuellen Identität ein zentraler Aspekt im Jugendalter darstellt, weshalb sexuelle Beziehungen und Interaktionen zu Gleichaltrigen gesucht und eingegangen werden. Dies ist auch im Heimkontext der Fall. Allerdings muss die Problematik hervorgehoben werden, dass innerhalb des Heims die Jugendlichen grundsätzlich ein höheres Mass an Belastungen mitbringen, und somit diese Beziehungen ein potentiell höheres Risiko für sexuelle Reviktimisierung bergen.

2.3.4 Fazit

Zusammenfassend wurde deutlich, dass je nach Alter der Kinder und Jugendlichen die Tatpersonen der sexuellen Gewalt variieren. Grundsätzlich wird sexueller Missbrauch an Kindern vermehrt durch das enge Familienumfeld verübt, während Jugendliche sexuelle Gewalt vermehrt durch etwa Gleichaltrige in intimen Beziehungen erleben. Sexuelle Gewalt geschieht zudem vorwiegend in privater Umgebung. Da sich allerdings mit steigendem Alter der Betroffenen auch ihr Aktionsradius erhöht, ist es denkbar, dass sie auch an öffentlich zugänglichen Umgebungen ausgeübt wird. Die körperlichen oder psychischen Folgen von sexueller Gewalt können dann bis ins Erwachsenenalter bestehen bleiben, während sexuelle Reviktimisierung eine Folge der sexuellen Gewalterfahrung ist. Insbesondere Heimbewohner*innen tragen ein grosses Risiko für sexuelle Reviktimisierung, da einige von ihnen bereits als Kind sexuellen Missbrauch erfahren haben und meist noch weitere Formen von Missbrauch erdulden mussten, was das Risiko für sexuelle Reviktimisierung signifikant erhöht. Grundsätzlich sind Mädchen von sexueller Gewalt häufiger betroffen als Jungen, was sich im Heim ebenso widerspiegelt. Die sexuelle Gewalt wird dabei mehrheitlich von männlichen Gleichaltrigen oder ein wenig Älteren aus dem Heim oder ausserhalb verübt. Zusätzlich fördert die sexuelle Entwicklungsaufgabe im Jugendalter die Aufnahme von sexuellen Beziehungen untereinander. Aus diesen Erkenntnissen scheint das grösste Reviktimi-

sierungspotenzial in Heimen durch etwa Gleichaltrige in intimen Beziehungen auszu-gehen. Deshalb widmet sich die zweite Teilfragestellung dieser Beziehungsdynamik und wird im folgenden Kapitel erklärt.

Zentral für diese Arbeit ist zusätzlich die Erkenntnis, dass sexueller Missbrauch bei Kindern mehrheitlich durch das nahestehende Familienumfeld, insbesondere durch den Vater, geschieht. Daraus kann geschlossen werden, dass diese Personen meist nahe Bezugs- oder gar Bindungspersonen für das Kind darstellen, weshalb die Folgen für das Kind umso gravierender erscheinen. Wolfgang Wöller (2005) schreibt, dass sexuelle Reviktimisierung unter anderem anhand bindungstheoretischer Ansätze betrachtet werden kann (S. 83). Die Bindungstheorie geht nach David Howe (2011/2015) davon aus, dass die Beziehungserfahrungen aus der Vergangenheit das Verhalten eines Menschen in zukünftigen Beziehungen beeinflussen (S. 51). Da die Täter*innen bekanntlich oft aus dem nahen Familienumfeld stammen und daher vermutlich oftmals eine (enge) Bindung zum Kind haben, ist die Bindungserfahrung des Kindes für die Ergründung der sexuellen Reviktimisierung relevant. Weil das Kind zudem mit sexuellen Handlungen konfrontiert wird, die nicht dem Entwicklungsstand entsprechen, wird nach David Finkelhor und Angela Browne (1985) die sexuelle Entwicklung ebenso negativ beeinflusst (S. 531). Im nächsten Kapitel wird somit der Fokus erst auf die Folgen dieser missbräuchlichen Bindungserfahrung in der Kindheit gelegt und dann erörtert, wie sich diese auf das Bindungs- und Sexualverhalten in den intimen Beziehungen der jugendlichen Mädchen auswirken und zu sexueller Reviktimisierung beitragen kann.

3 Sexuelle Reviktimisierung in intimen Beziehungen

Das vorliegende Kapitel zeigt auf, wie sexuelle Reviktimisierung in intimen Beziehungen von jugendlichen Mädchen im Heimkontext erklärt werden kann. Da sexuelle Reviktimisierung im Spannungsfeld von traumatischen Vergangenheitserlebnissen, gegenwärtigen Verhaltensweisen und zwischenmenschlichen Interaktionen entsteht, werden sämtliche Modelle, Theorien und Literatur in eine Rahmung eingebettet, die die Zusammenhänge von Risikofaktoren auf persönlicher, zwischenmenschlicher und gesellschaftlicher Ebene beleuchtet. Anschliessend werden Risikofaktoren gemäss dem aktuellen Forschungsstand aufgearbeitet und zueinander in Beziehung gesetzt. Zu diesem Zweck werden Erkenntnisse aus der Bindungstheorie sowie der Traumaforschung erörtert und mit Erkenntnissen aus empirischen Studien verglichen. Daraus sollen abschliessend Risikofaktoren für sexuelle Reviktimisierung im Heim identifiziert werden.

3.1 Theoretische Rahmung

Die Forschung ist sich nicht vollständig einig, wie der Zusammenhang von sexuellem Missbrauch in der Kindheit und dem dadurch erhöhten Risiko sexueller Reviktimisierung zu erklären ist. Gründe dafür liegen in methodischen Problemen, an uneinheitlichen Definitionen von sexuellem Missbrauch und der Komplexität der individuellen biographischen Entwicklungsverläufe (Cornelia Helfferich, Barbara Kavemann, Heinz Kindler, Silvia Schürmann-Ebenfeld & Bianca Nagel, 2017, S. 263). Um auf die Komplexität des Phänomens eingehen zu können, hat sich die Autorenschaft für eine theoretische Rahmung entschieden, die eine multifaktorielle Perspektive für die Erklärung von sexueller Reviktimisierung einnimmt. Hierzu wird auf das multifaktorielle Modell nach Liz Grauerholz (2000) eingegangen. Ihr Modell beleuchtet Risikofaktoren für sexuelle Reviktimisierung im Spannungsfeld zwischen dem Individuum und der Aussenwelt und bezieht individuelle wie auch soziokulturelle Einflüsse mit ein. Dieser Zugang eignet sich, um zwischen dem sexuellen Missbrauch in der Vergangenheit und den Auswirkungen auf das Bindungs- und Sexualverhalten in der Gegenwart und dem dadurch entstehenden Risiko für sexuelle Reviktimisierung zu unterscheiden. Gleichzeitig können dadurch Risikofaktoren aus der Gesellschaft und Kultur aufgezeigt werden. Im nachfolgenden Kapitel wird zuerst das multifaktorielle Modell von Grauerholz (2000) erklärt und im nächsten Schritt die Risikofaktoren auf dessen Ebenen erläutert.

3.2 Multifaktorielle Perspektive

Grauerholz (2000) geht von einem ökologischen Verständnis bezüglich der Erklärung von sexueller Reviktimisierung aus. Dies bedeutet, dass sich das Verhalten eines Menschen nur unter Beachtung von individuellen, interpersonellen sowie soziokulturellen Aspekten entschlüsseln lässt. Als Grundlage für ihr Modell bezieht sie sich auf das klassische ökologische Modell von Uri Bronfenbrenner (1978) und auf dessen Erweiterung von Jay Belsky (1980) (S. 6). Nach August Flammer (2009) bettet Bronfenbrenner das Individuum in unterschiedliche Entwicklungssettings, auch Systeme genannt, ein. Diese Settings reichen von den unmittelbaren Beziehungen eines Individuums (Mikrosystem) bis hin zu kulturellen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen (Makrosystem), wobei sich die verschiedenen Settings wechselseitig beeinflussen (S. 249). Belsky (1980) erweiterte das Modell von Bronfenbrenner noch um die Ebene der individuellen Geschichte eines Menschen (Ontogenetische Entwicklung) (S. 320). Im Folgenden sind die verschiedenen Systeme nach Bronfenbrenner (1978) und die Erweiterung von Belsky (1980) dargestellt (siehe Abbildung 2).

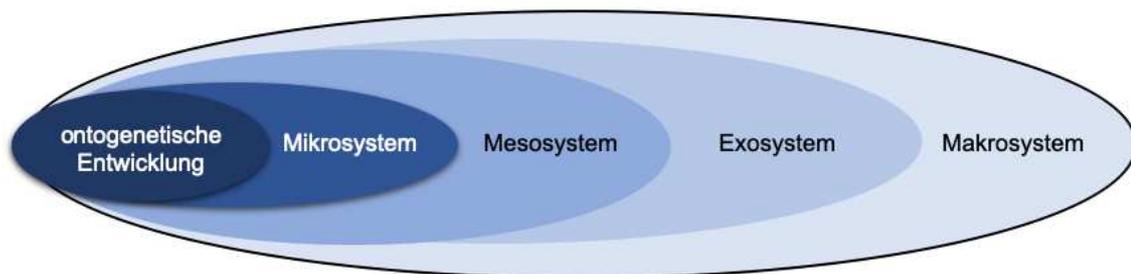


Abbildung 2: Systeme nach Bronfenbrenner (1978) und Erweiterung von Belsky (1980) (eigene Darstellung auf der Basis von Kavemann et al., 2018, S. 860-861)

Grauerholz (2000) konzipierte ihr Modell auf den Ebenen der ontogenetischen Entwicklung, dem Mikrosystem, dem Exosystem und dem Makrosystem und nutzte innerhalb dieser Ebenen Theorien und Ansätze zur Identifikation von Risikofaktoren, die sexuelle Reviktimisierung begünstigen (S.6). Das Mesosystem wird von Kavemann et al. (2018), die sich auf das Modell von Grauerholz beziehen, einbezogen (S. 861). Im Folgenden werden die ontogenetische Ebene sowie die weiteren Systeme und die jeweiligen zuzuschreibenden Risikofaktoren für sexuelle Reviktimisierung genauer beleuchtet.

3.2.1 Ebene der ontogenetischen Entwicklung

Nach Grauerholz (2000) geht es auf dieser Ebene um die individuelle Geschichte einer Person, die das Verhalten in den gegenwärtigen Beziehungen beeinflusst. Sie geht

davon aus, dass die Folgen aus der ersten sexuellen Gewalt sowie familiäre Erfahrungen relevante Faktoren auf dieser Ebene darstellen. Die Folgen dieser Erfahrungen leitet sie aus verschiedenen theoretischen Rahmungen und Modellen ab, wie zum Beispiel aus dem posttraumatischen Stressmodell oder dem Modell der vier traumatogenen Dynamiken nach Finkelhor und Browne (1985) (S. 6-7). Die traumatogenen Dynamiken werden zudem von Kavemann, Helfferich und Nagel (2018) als relevante Risikofaktoren aufgeführt (S. 859-861). Zu weiteren Risikofaktoren im Rahmen der ontogenen Entwicklung gehören nach Kavemann et al. (2018) unter anderem Drogenkonsum, psychische Belastungen, Suizidalität und die Erwartungshaltung, dass Gewalt unvermeidlich ist (S. 861).

3.2.2 Mikrosystem

Nach Kavemann et al. (2018) spielen sich die unmittelbaren Beziehungen und Interaktionen eines Menschen zu anderen Menschen oder Gruppen im Mikrosystem ab. Sowohl Täter*innen als auch unterstützende Personen befinden sich auf dieser Ebene (S.861). Das Mikrosystem kann deshalb als das System betrachtet werden, in dem die sexuelle Reviktimisierung tatsächlich stattfindet – wie im Kap. 2.3 erwähnt vor allem in intimen Beziehungen. Grauerholz (2000) unterscheidet grundsätzlich zwischen zwei Möglichkeiten, die Betroffene anfälliger für sexuelle Reviktimisierung machen. Einerseits können bestimmte Faktoren zu erhöhtem Kontakt mit potentiellen Täter*innen führen (S. 10). Unter anderem spielen hier die Auswirkungen der traumatogenen Dynamiken sowie Drogenkonsum und deviante Aktivitäten eine Rolle (S.7). Andererseits können bestimmte Faktoren sexuell gewalttätiges Verhalten bei den Täter*innen steigern (S.10). Aufgeführt werden hier beispielsweise die Wahrnehmung des Opfers als leichtes Ziel oder die Vorstellung der Täter*in, dass aggressives Verhalten gerechtfertigt sei. Ebenfalls wird eine reduzierte Fähigkeit des Opfers, sich gegen unerwünschten Kontakt abzugrenzen, als Risikofaktor gesehen (S. 7).

3.2.3 Mesosystem

Das Mesosystem beschreibt die Beziehungen zwischen einzelnen wichtigen Settings, in denen sich die Person gegenwärtig befindet und an denen sie aktiv teilnimmt (Bronfenbrenner, 1978, S. 36). Nach Kavemann et al. (2018) sind dies die institutionellen Strukturen, die in Interaktion mit dem Mikrosystem stehen, wie zum Beispiel die Jugendhilfe oder die Schule. Als Risikofaktoren werden hier fehlende Qualifizierungen von Fachkräften, das Fehlen von Schutz und Präventionskonzepten in pädagogischen Institutionen, fehlerhafte Anpassungen von Interventionen seitens der Fachkräfte, Un-

terbezahlung, Unterbesetzung und mangelhafte Ausführungen von rechtlichen Regelungen gesehen (S.861).

3.2.4 Exosystem

Das Exosystem umfasst formelle und informelle soziale Strukturen, denen die Person zwar nicht angehört, die jedoch indirekt einen Einfluss auf die Person ausüben, beispielsweise der Arbeitsplatz der Eltern (Bronfenbrenner, 1978, S. 36). Zu reviktimisierungsbegünstigenden Faktoren gehören gemäss Kavemann et al. (2018) grundsätzlich ungeschützte und destruktive Lebensverhältnisse oder ein erschwerter Zugang zu Aufklärung und präventiven Angeboten sowie ein Mangel an Information (S.861).

3.2.5 Makrosystem

Im Makrosystem sind übergeordnete und strukturgebende kulturelle Werte und Glaubenssysteme einer Gesellschaft verortet, die wiederum alle vorgängig beschriebenen Ebenen beeinflussen (Bronfenbrenner, 1978, S. 36). Grauerholz (2000) beschreibt hier unter anderem kulturelle Tendenzen, Opfer zu beschuldigen (S. 7). Kavemann et al. (2018) fügen an, dass patriarchale Unterdrückungsverhältnisse in Familien, unzureichende rechtliche Regelungen, eine fehlende Geschlechterdemokratie und destruktive Opfer-Täter*innen-Konstruktionen das Reviktimisierungsrisiko begünstigen (S. 861-862).

3.2.6 Fokus im Modell

Anhand des ökologischen Modells nach Grauerholz wird ersichtlich, dass nicht nur individuelle Faktoren das Risiko einer sexuellen Reviktimisierung erhöhen können, sondern auch Risikofaktoren innerhalb der Systeme der Gemeinschaft (Meso- und Exosystem) und der Kultur (Makrosystem) ihren Beitrag leisten.

Wie bereits erwähnt, wird die Erfahrung des sexuellen Missbrauchs auf der ontogenetischen Ebene verortet. Wie sich dies dann auf die intimen Beziehungen im Jugendalter auswirken kann, wird wiederum im Mikrosystem verortet. Daher wird in den nächsten Kapiteln hinsichtlich der Folgen von sexuellem Missbrauch und den möglichen Auswirkungen auf das spätere Beziehungsverhalten auf diese zwei Ebenen tiefer eingegangen. Um die Auswirkungen des sexuellen Missbrauchs auf das Beziehungsverhalten aufzuzeigen, ist es allerdings notwendig, vorab die Grundlagen des Beziehungsverhaltens aufzuarbeiten. Daher wird zunächst die Bindungstheorie erörtert.

3.3 Bindungstheorie

John Bowlby (1988/2018), der Begründer der Bindungstheorie, bezeichnet Bindung als ein starkes, stabiles sowie situationsunabhängiges Kontaktbedürfnis zu einer bestimmten Bindungsperson (S. 22). Nach Howe (2011/2015) knüpfen Kinder instinktiv Bindungen zu Personen, die in ihrem unmittelbaren Betreuungsumfeld präsent sind, unabhängig davon, ob diese sich freundlich oder misshandelnd verhalten. Vielfach repräsentieren Vater, Mutter, Stiefeltern sowie Grosseltern und andere Familienmitglieder die Bindungspersonen, da sie am meisten mit dem Kind sozial interagieren (S. 31-32).

3.3.1 Bindung als Verhaltenssystem

Nach Lilith König (2020) geht die Bindungstheorie beim Bindungsverhalten eines Kindes von einem biologisch begründeten Verhaltenssystem aus, das durch die Herstellung von Nähe gekennzeichnet ist. Das Bindungsverhalten wird durch die Aktivierung des Bindungssystems ausgelöst, nämlich dann, wenn das Kind sich bedroht fühlt oder es emotionale Belastungen nicht mehr alleine regulieren kann (S. 19-20). Nach Howe (2011/2015) soll das Bindungsverhalten schliesslich die Erreichung von sicherer und schützender Nähe sicherstellen, wodurch das Kind sich beruhigt und das Bindungssystem deaktiviert wird (S. 30). Die Deaktivierung des Bindungssystems, ausgehend von einem situativ geringen Sicherheitsbedarf, führt nach König (2020) zur Aktivierung des Explorationssystems. Basierend auf dem Wunsch, sich als selbstwirksam zu erleben und Wissen über die Umwelt zu erlangen, zeigt das Kind Explorationsverhalten. Es befindet sich dann in seinem "Ressourcenbereich" und kann explorieren und spielen. Das Bindungssystem ist aber nicht vollständig deaktiviert. Sobald ein erhöhter Sicherheitsbedarf entsteht, wird es wieder aktiv, und das Kind zeigt erneut Bindungsverhalten. Das Bindungs- und Explorationssystem wechseln sich gegenseitig ab, wobei auch die Funktion der Bindungsperson sich ändert. Die Bindungsperson fungiert im Idealfall als "sicherer Hafen", wenn das Kind Unterstützung benötigt, um wieder in seinen Ressourcenbereich zu kommen. Fühlt sich das Kind sicher und beginnt seine Umwelt zu erkunden, fungiert die Bindungsperson als "sichere Basis", die aus der Perspektive des Kindes verlässlich, präsent und jederzeit erreichbar ist (S. 21-22). Nach Bowlby (1988/2018) kann die Funktion des Bindungs- und Explorationssystems nur durch komplementäres Fürsorgeverhalten der Bindungsperson gewährleistet werden (S. 99).

3.3.2 Bindungsstrategien

Abhängig davon, mit welcher Sicherheit das Kind auf die Erreichbarkeit der Bindungsperson vertrauen kann, können unterschiedliche Verhaltensstrategien entstehen, um Nähe und Verbundenheit herzustellen (König, 2020, S. 39). Die unterschiedlichen Strategien wurden anhand von Beobachtungsstudien der Psychologin Mary Ainsworth in verschiedene sogenannte Bindungsstrategien eingeteilt (Wendt, 2009, S. 36). Diese werden im Folgenden kurz umrissen (siehe Tabelle 1).

Sichere Bindung	Das Kind macht die Erfahrung, dass bei einem aktivierten Bindungssystem die Hauptbindungsperson einfühlsam und beruhigend auf das Bindungsverhalten eingeht und dem Kind damit einen sicheren Hafen bietet. Ist andererseits das Explorationssystem aktiv, bietet die Person genug Rückhalt. Das Kind macht die Erfahrung, dass es jederzeit willkommen ist, wenn es Trost und Schutz braucht. Dadurch entsteht eine sichere Basis für weitere Erkundungen.
Unsicher-Vermeidend	Zeigt das Kind Bindungsverhalten, reagiert die Bindungsperson zurückweisend. Das Kind lernt seine Gefühle zu unterdrücken, da so am wahrscheinlichsten die Zuwendung der Bindungsperson erreicht wird. Das Bindungssystem wird so konstant deaktiviert. Hilfe von aussen wird vermieden.
Unsicher-Ambivalent	Die Bindungsperson reagiert unvorhersehbar auf das Bindungsverhalten des Kindes. Das Kind lernt dadurch, seine Gefühle möglichst dramatisch auszudrücken, um die Zuwendung der Bindungsperson zu sichern. Das Bindungssystem ist permanent aktiviert, wobei das Explorationssystem verkümmert.

Tabelle 1: Bindungsstrategien (eigene Darstellung auf der Basis von Wendt, 2009, S. 37)

Nach Howe (2011/2015) fügten Mary Main und Judith Salomon zu einem späteren Zeitpunkt noch die Bindungsdesorganisation hinzu. Diese zeichnet sich dadurch aus, dass das Kind zum Beispiel wegen missbräuchlicher Verhaltensweisen der Bindungsperson Probleme hat, eine Verhaltensstrategie zu organisieren (S. 171). Auf diese Situation wird im Kap. 3.5 noch ausführlicher eingegangen.

3.3.3 Die inneren Arbeitsmodelle

Die oben beschriebenen Bindungsstrategien sind nach Wendt (2009) jeweils mit einem bestimmten Typ von "inneren Arbeitsmodellen" verbunden. Das innere Arbeitsmodell, auch Bindungsrepräsentation genannt, ist eine mentale Repräsentation der Bindungsbeziehung und entsteht, indem wiederkehrende Erfahrungen mit der primären Bindungsperson verinnerlicht werden. Als Folge davon beeinflusst diese mentale Verinnerlichung die Meinung des Kindes über sich selbst sowie über andere Menschen (S. 37-38). Im Idealfall bildet sich nach Howe (2011/2015) ein inneres Arbeitsmodell, indem das Kind ein positives Bild über sich selbst und andere Menschen entwickelt (S. 61). Im Kontrast dazu stehen die inneren Arbeitsmodelle von Kindern mit unsicheren Bindungsmustern. Im Falle des unsicher-vermeidenden Musters entwickelt sich ein Arbeitsmodell, in dem das Kind sich selbst als ungeliebt, aber selbständig erlebt und andere Menschen als zurückweisend und aufdringlich empfindet. Beim unsicher-ambivalenten Muster hingegen entwickelt das Kind einen geringen Selbstwert und erlebt sich als abhängig und nicht handlungsfähig. Andere Menschen empfindet es als unberechenbar, unzuverlässig und unsensibel (S. 67). Wie das innere Arbeitsmodell sich bei der Bindungsdesorganisation entwickelt, wird im Kap. 3.5 genauer erläutert. Nach Wendt (2009) steuern die Arbeitsmodelle auch nach Ende der Kindheit das Denken, Verhalten und die Gefühle in Beziehungen (S. 38). Dabei können nach Howe (2011/2015) die inneren Arbeitsmodelle im Laufe des Lebens durch enge Beziehungen verändert und korrigiert werden (S. 54).

3.3.4 Bindung im Jugendalter

Im Jugendalter vollzieht sich ein Wechsel der Bindungspersonen. Freundschaften zu Gleichaltrigen und insbesondere Liebesbeziehungen werden wichtig, während sich das Bindungsverhalten zu den Bindungspersonen aus der Kindheit schrittweise abschwächt (Wendt, 2009, S. 55). Liebesbeziehungen in der Jugend und im Erwachsenenalter haben Ähnlichkeiten mit den Bindungsbeziehungen in der Kindheit, wobei in den späteren Beziehungen ebenfalls typische Bindungsverhaltensweisen ausgelöst werden können (S. 40). Nach Howe (2011/2015) wird die Bindungsorganisation im Jugend- und Erwachsenenalter von verschiedenen Forschungstraditionen untersucht. Bezüglich Liebesbeziehungen ist die sozialpsychologische Forschungstradition bedeutend (S. 83). Diese geht von verschiedenen Bindungstypen oder auch Bindungsstilen aus, die sich anhand der Dimensionen "Angst" und "Vermeidung" bestimmen lassen (S. 80-81). Menschen mit hohen Werten auf der Dimension "Vermeidung" fühlen sich unwohl in emotionalen Beziehungen, vermeiden Nähe und Intimität und deaktivieren ihr Bindungssystem bei Belastung. Menschen mit hohen Werten bei der Dimension

“Angst” haben ein grosses Bedürfnis nach Nähe und Liebe, jedoch mit der Sorge, dass das Gegenüber nicht interessiert oder verfügbar ist. Das Bindungssystem ist hyperaktiviert, wenn sie sich gestresst oder bedürftig fühlen. Menschen mit einer sicheren Bindungserfahrung hingegen weisen niedrige Werte in beiden Dimensionen auf. Hohe Werte auf der Vermeidungs- als auch Angst-Dimension sind gleichzeitig möglich (S. 81-82), wobei auf dies im Kap. 3.5 näher eingegangen wird.

3.3.5 Sexual- und Bindungsverhalten

Obwohl auch in der Kindheit sexuelle Handlungen vorkommen können, ist im Jugendalter die Pubertät, die mit physiologischen Veränderungen einhergeht, eine zentrale Phase für die Entwicklung der Sexualität (Wendt, 2009, S. 21). Die Erfahrungen in der Herkunftsfamilie spielen dabei eine wichtige Rolle bezüglich der biologischen Reifung und der Aufnahme von sexuellen Beziehungen. Der Umgang mit Sexualität stellt dabei eine wichtige Entwicklungsaufgabe dar (S. 34), wie bereits im Kap. 2.3 aufgezeigt wurde. Bowlby (1969) geht bei Sexual- sowie Bindungsverhalten von biologisch begründeten Verhaltenssystemen aus. Bindungs- und Sexualitätsverhaltenssysteme sind dabei voneinander getrennt und unterscheiden sich hinsichtlich ihrer Ziele, können sich aber auch gegenseitig beeinflussen (zit. in Wendt, 2009, S. 57). Nach Wendt (2009) gibt es verschiedene Thesen bezüglich des Zusammenspiels der beiden Systeme: So wird angenommen, dass bindungsbezogene Bedürfnisse durch Sexualität befriedigt werden können, wobei je nach Bindungsbedürfnis sich unterschiedliche sexuelle Strategien ergeben (S. 77).

3.3.6 Fazit

Zusammenfassend ist die Art der Interaktion mit primären Bindungspersonen in der Kindheit massgebend für die Entwicklung der jeweiligen Verhaltensstrategie, um bindungsbezogene Bedürfnisse zu befriedigen. Eng mit den Verhaltensstrategien verknüpft ist die Entstehung des inneren Arbeitsmodells, das die Eigenwahrnehmung und die Wahrnehmung von anderen Menschen entscheidend prägt. Die Verhaltensstrategien und die inneren Arbeitsmodelle wirken bis ins Jugend- und Erwachsenenalter und beeinflussen das Verhalten in Beziehungen. Die Bindungserfahrungen aus der Vergangenheit wirken sich zudem auf das Sexualverhalten aus, wobei in intimen Beziehungen Bindungsbedürfnisse auch durch sexuelles Verhalten befriedigt werden können. Im folgenden Kapitel wird nun auf die traumatischen Auswirkungen des sexuellen Missbrauchs eingegangen, um sie dann im Kap. 3.5 mit den Erkenntnissen aus der Bindungstheorie zu verknüpfen.

3.4 Trauma und traumatogene Dynamiken auf der ontogenetischen Ebene

Hinsichtlich des Modells von Grauerholz im Kap. 3.2 befinden wir uns nun auf der ontogenetischen Ebene, die die Geschichte eines Individuums darstellt. Die Erfahrung des sexuellen Missbrauchs ist auf dieser Ebene einzuordnen. In diesem Kapitel wird zuerst der Begriff "Trauma" erläutert und anschliessend wird anhand des Modells der traumatogenen Dynamiken nach Finkelhor und Browne (1985) aufgezeigt, wie sich das Trauma durch den sexuellen Missbrauch auszeichnet.

3.4.1 Trauma

Das Wort "Trauma" stammt aus dem Griechischen und entspricht dem Deutschen Wort für "Wunde" (Wilma, Weiss, 2021, S. 33). Wodurch sich ein Trauma charakterisiert, wurde in der Fachwelt noch nicht einheitlich und verbindlich festgelegt (Büttner, 2018a, S. 4). Nach Mareike Augsburg und Andreas Maercker (2020) muss, damit von einem Trauma gesprochen werden kann, "(. . .) eine drohende oder tatsächliche Verletzung der psychischen und/oder physischen Integrität bestanden haben" (S. 14).

Nach Ute Zillig (2018) führt nicht jedes schreckliche Ereignis automatisch zu einer Traumatisierung (S. 833). Massive Erschütterungen der eigenen Sicherheit oder des Verständnisses der Welt und des Selbst können nach Silke Birgitta Gahleitner (2012) auch ohne langfristige Traumafolgen verarbeitet werden, wenn dem Erlebten einen Sinn gegeben, es versprachlicht und in die eigene Geschichte integriert werden kann (zit. in Zillig, 2018, S. 833). Die Möglichkeit, das Ereignis zu bearbeiten, wird nach Zillig (2018) durch die vorhandenen Umweltbedingungen beeinflusst. Relevant sind zum Beispiel die Reaktionen der Mitmenschen oder soziale Bedingungen. Traumafolgen können dabei in drei psychische Bewältigungsreaktionen eingeordnet werden (siehe Tabelle 2).

Bewältigungsreaktionen	
Wiedererleben	Das traumatische Ereignis wird beispielsweise in Form von Gedanken oder Erinnerungen unkontrolliert wiedererlebt.
Vermeidung	Alles, was mit dem traumatischen Erlebnis zusammenhängt, wird vermieden.
Übererregung	Die Person befindet sich in einer stetigen Übererregung, was sich unter anderem in Wutausbrüchen, Schlaflosigkeit oder einer erhöhten Wachsamkeit zeigen kann.

Tabelle 2: Bewältigungsreaktionen (eigene Darstellung auf der Basis von Zillig, 2018, S. 833)

Wie eine Traumatisierung sich ausprägt, ist nach Andreas Maercker (2017) abhängig davon, wie alt die betroffene Person ist, ob das Ereignis sich wiederholt, und durch was oder wen die Traumatisierung verursacht wird. Eingegrenzte, einmalige Ereignisse werden als Typ 1 Trauma bezeichnet. Wiederholt sich das traumatische Ereignis über einen längeren Zeitraum, wird von einem Typ 2 Trauma gesprochen. Zusätzlich können diese Traumtypen in akzidentelle (zufällige) und interpersonelle (human-made) Erlebnisse eingeteilt werden (S. 12–13). Wird die Traumatisierung, wie im Falle des sexuellen Missbrauchs durch eine Bezugsperson und über einen längeren Zeitraum in der frühen Kindheit verursacht, zieht dies meist tiefgreifende psychische Folgen nach sich (Hermann, 2003; zit. in Zillig, 2018, S. 834). Nach Silke Birgitta Gahleitner (2018) können sich die Folgen von sexuellem Missbrauch im Einzelfall aber stark unterscheiden, wobei sie hervorhebt, dass ein ganzheitliches Syndrom nicht existiert. Die Art, die Umstände und auch die Dauer des sexuellen Missbrauchs beeinflussen die Folgen und deren Ausmass stark (S. 879). Einer der relevantesten Schutzfaktoren ist dabei eine beschützende Person im Umfeld des Kindes (Gahleitner, 2005; zit. in Gahleitner, 2018, S. 879). Das nachfolgend erläuterte Modell der traumatogenen Dynamiken nach Finkelhor und Browne (1985) bietet einen Rahmen für das Verständnis der Auswirkungen des sexuellen Missbrauchs.

3.4.2 Traumatogene Dynamiken

Die Traumatisierung durch sexuellen Missbrauch in der Kindheit kann nach Finkelhor und Browne (1985) mithilfe von vier Trauma erzeugenden Dynamiken analysiert werden. Die einzelnen Dynamiken treten nicht ausschliesslich bei sexuellem Missbrauch auf, jedoch ist das gemeinsame Zusammentreffen aller Dynamiken charakteristisch für das Symptombild des Traumas, das durch sexuellen Missbrauch entsteht. Im Zusammenspiel verzerren die Dynamiken das Selbstkonzept, das Weltbild und die affektiven Bewältigungsfähigkeiten der Betroffenen (S. 530).-Die einzelnen Dynamiken sind nachfolgend dargestellt (siehe Tabelle 3), wobei im nächsten Kapitel einzelne traumatogene Dynamiken mit der Bindungstheorie verknüpft werden.

Traumatogene Dynamiken	
Traumatische Sexualisierung	Die Sexualität eines Kindes wird in einer für den Entwicklungsstand unangemessenen und dysfunktionalen Weise beeinflusst.
Verrat	Das Kind entdeckt, dass eine Bezugsperson, von der es abhängig ist oder war, ihm Schaden zugefügt hat.
Ohnmacht	Das Kind macht die Erfahrung, dass seine Wünsche, Bedürfnisse nach sowie Gefühle von Selbstwirksamkeit kontinuierlich verletzt werden.
Stigmatisierung	Abwertende, beschuldigende und schamerzeugende Mitteilungen von Seiten der Täter*innen und moralische Ansichten des sozialen Umfeldes beeinflussen das Selbstbild des Kindes.

Tabelle 3: Traumatogene Dynamiken (eigene Darstellung auf der Basis von Finkelhor und Browne, 1985, S. 531-533)

3.4.3 Traumatische Dynamiken und Bindungstheorie

Aus der Perspektive der Bindungstheorie gesehen wird durch frühen und langanhaltenden sexuellen Missbrauch das Bedürfnis nach Bindung gerade von jenen Menschen gestört, von denen das Kind am stärksten abhängig ist (Astrid Lampe & Silke Birgitta Gahleitner, 2017, S. 8). Nach König (2020) gehört dies zu den verheerendsten Erfahrungen, die ein Kind machen kann. Die Belastung des sexuellen Missbrauchs wird Teil der Bindungserfahrung, was schwere Auswirkungen auf das Selbstbild und auf das Bedürfnis nach Sicherheit hat. Am gravierendsten sind die Folgen für Kinder, die noch stark auf die Fürsorge der Bindungsperson angewiesen sind (S. 107).

Die Situation des Verrats wird dabei als zentrales Element hinsichtlich der Auswirkung des sexuellen Missbrauchs durch eine Bindungsperson aufgeführt und ist prägend für die Identität und Beziehungserfahrung des Kindes (Jennifer, Freyd, 1996, zit. in Lampe, Gahleitner, 2017, S. 8). Ebenfalls beeinflusst die traumatische Sexualisierung das Sexualverhalten (Finkelhor, Browne, 1985, S. 534). Im Kap. 3.3 wurde gezeigt, dass Bindungs- und Sexualverhalten sich gegenseitig beeinflussen können. Somit ist naheliegend, dass die traumatische Sexualisierung auch Auswirkungen auf das Bindungsverhalten in späteren Beziehungen zur Folge hat. Aufgrund dessen werden im nächsten Kapitel die Dynamiken "Verrat" und "traumatische Sexualisierung" bezüglich ihrer Auswirkungen auf das Bindungs- und Sexualverhalten näher beleuchtet. Auf die Dynamiken "Ohnmacht" und "Stigmatisierung" kann nicht näher eingegangen werden, weil dies den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde. Dennoch ist zu betonen, dass die letzteren Dynamiken ebenso die Folgen des sexuellen Missbrauchs prägen. Bezüglich der Dynamik der Stigmatisierung wird lediglich hervorgehoben, dass gemäss der in der PRÄVIK-Studie von Helfferich et al. (2017) untersuchten Stigmatisierungsprozesse bei jugendlichen Mädchen im stationären Kontext stigmatisierende Reaktionen des sozialen Umfelds auf sexuellen Missbrauch die Vulnerabilität für Reviktimisierung erhöhen können (S. 261).

3.5 Auswirkungen der Dynamiken “Verrat” und “traumatische Sexualisierung”

In diesem Kapitel soll beleuchtet werden, wie die traumatogenen Dynamiken "Verrat" und "traumatische Sexualisierung" sich auf das Bindungs- und Sexualverhalten der Mädchen auswirken können. Die Erkenntnisse werden schliesslich in Kap. 3.6 auf die gegenwärtige Beziehungsgestaltung bezogen, wodurch geklärt wird, wie es zu sexueller Reviktimisierung in intimen Beziehungen kommt.

3.5.1 Auswirkung der Dynamik “Verrat” auf das Bindungsverhalten

Bei der Dynamik des Verrats geht es darum, dass das Kind entdeckt, dass eine Bezugsperson, von der es abhängig ist oder war, ihm Schaden zugefügt hat (Finkelhor & Browne, 1985, S. 531-532). Die traumatogene Dynamik des Verrats weist Ähnlichkeiten mit dem Begriff des Verratstraumas nach Jennifer Freyd (1996) auf. Die paradoxe Situation, in der sich das Kind auf der einen Seite nach Halt, Geborgenheit und Schutz sehnt, aber gleichzeitig die Bindungsperson als Quelle der Angst und des Schreckens erlebt, bezeichnet Freyd (1996) als Verratstrauma (zit. in Lampe, Gahleitner, 2017, S. 8).

Die Situation des Verratstraumas lässt sich kaum durch eine Bindungsstrategie aus dem Kap. 3.3 auflösen. Die Folge kann nach König (2020) eine “Bindungsdesorganisation” sein. Weil das Verhalten der Bindungsperson Angst auslöst, wird beim Kind das Bindungssystem aktiviert, wodurch es Bindungsverhalten zeigt. Gleichzeitig löst die Bindungsperson aber auch Fluchtverhalten beim Kind aus. Die Folge ist ein Konflikt zwischen Annäherung und Vermeidung (S. 100). Da es auf keine organisierte Verhaltensstrategie zurückgreifen kann, entsteht eine Situation, in der es weder vor noch zurück kann (S. 96). Nach Howe (2011/2015) ist das Bindungssystem dann ohne Unterlass aktiviert und der Erregungszustand bleibt unreguliert (S. 65). Wenn für das Kind keine Möglichkeit besteht, bei einem anderen Menschen einen sicheren Hafen aufzusuchen, um sich zu regulieren, entsteht eine traumatische Bindungserfahrung (König, 2020, S. 103). Kinder, die von einer Bindungsperson traumatisiert werden, entwickeln meist ein inneres Arbeitsmodell, in dem sie sich als verängstigt, wertlos, schlecht und allein betrachten und nehmen unbewusst an, für die gemachten Erfahrungen verantwortlich zu sein. Andere Menschen werden als furchteinflössend, unberechenbar sowie selbstbezogen wahrgenommen (Howe, 2011/2015, S. 179). Nach Marc Schmid (2008) können diese Kinder sich nie sicher sein, ob andere Menschen ihre Bedürfnisse anerkennen oder zuverlässig für sie da sind (S. 292).

Nach Zillig (2018) ist die Dissoziation ein wichtiger psychischer Abwehrmechanismus, um auf eine traumatische Bindungserfahrung zu reagieren. Damit ist die Fähigkeit gemeint, vernünftiges und reflektiertes Denken in hochbelastenden Situationen von einem traumatischen Ereignis abzutrennen. Kinder, die sexuell missbraucht werden, können so ihr Alltagsbewusstsein vor traumatischen Erinnerungen schützen und Ohnmacht abwehren (S. 834). Nach Howe (2011/2015) verschwinden die Erinnerungen an das Trauma aber nicht. Die traumatische Erfahrung führt bei den Betroffenen zu einem überempfindlichen Nervensystem, mit der Folge, dass sie selbst auf leichten Stress in einer nahen Beziehung stark reagieren. Die mit dem Trauma verbundenen Erinnerungen werden dann in der Interaktion reaktiviert und wiedererlebt. Die Person wird von unverarbeiteten Gefühlen und Erlebnissen überwältigt. Sie ist dann situativ nicht mehr präsent oder neigt zu irrationalen Vorstellungen und unkontrollierbaren Emotionen (S. 201-203).

Die Erfahrung von Bindungsdesorganisation in der Kindheit kann sich im Jugend- und Erwachsenenalter nach Kim Bartholomew und Leonard M. Horowitz (1991) in einem sowohl bindungsvermeidenden wie auch ängstlichen Bindungsstil zeigen (S. 241). Howe (2011/2015) bezeichnet diesen Bindungsstil als ängstlich-vermeidend, wobei sich ängstliches und vermeidendes Verhalten abwechseln. Durch das innere Arbeitsmodell haben diese Menschen ein geringes Selbstwertgefühl entwickelt und fühlen sich nicht liebenswert. Dabei sehnen sie sich nach Intimität und Sicherheit und fürchten sich gleichzeitig vor Nähe, da sie dadurch wieder verletzt werden könnten. Andere Menschen werden als nicht vertrauenswürdig erlebt (S. 82). Nach Howe (2011/2015) haben Menschen mit einem ängstlich-vermeidenden Bindungsverhalten ein grosses Bedürfnis nach Schutz, Liebe und Geborgenheit, allerdings mit der gleichzeitigen Furcht, was geschehen würde, wenn Liebe und Nähe erreicht wird (S. 205). Wird nach Schmid (2008) eine enge Beziehung eingegangen, entsteht durch die Nähe ein Gefühl des Kontrollverlustes und die gleichzeitige Angst, verlassen zu werden. Diese Angst ist mit der traumatischen Erinnerung verbunden, grundlegende Bedürfnisse nicht erfüllt zu bekommen (S. 294). Nach Howe (2011/2015) werden in intimen Beziehungen ständig unverarbeitete Erinnerungen aktiviert, die die Beziehung belasten. Die Beziehungen werden überstürzt eingegangen und kurz darauf wieder abgebrochen, wobei sich dieses Muster immer wieder wiederholt (S. 204-205).

Die genannten Auswirkungen des Verrats können je nach Kontext stark variieren: Eine Bindungsdesorganisation resultiert nach Howe (2011/2015) beispielsweise nicht immer in einem ängstlich-vermeidenden Bindungsstil (S. 203). König (2020) fügt an, dass die Bindungsdesorganisation kein stabiles Verhaltensmuster ist, sondern Merkmal einer

spezifischen Bindungsbeziehung in einer Belastungssituation (S. 98). Nach Howe (2011/2015) können diese Kinder in Situationen mit geringerem Stress ihr Verhalten eher organisieren, wobei es möglich ist, dass Mischformen von organisierten und desorganisierten Verhaltensweisen auftreten. So kann ein Kind dann beispielsweise als desorganisiert-ambivalent eingestuft werden (S. 173) und im Jugend- und Erwachsenenalter möglicherweise einen Bindungsstil entwickeln, der im Gegensatz zum ängstlich-vermeidenden Stil dann vor allem von ängstlichem Verhalten geprägt ist (S. 81). In dieser Arbeit wird allerdings der Fokus auf den ängstlich-vermeidenden Bindungsstil gelegt, weil eine tiefgehende Analyse aller anderen Auswirkungen den Rahmen sprengen würde. Nachfolgend soll geklärt werden, wie sich die Dynamik der "traumatischen Sexualisierung" auf das Sexualverhalten auswirkt.

3.5.2 Auswirkung der Dynamik "Traumatische Sexualisierung" auf das Sexualverhalten

Wie im Kap. 3.4 ersichtlich, wird bei der traumatischen Sexualisierung die Sexualität eines Kindes in einer für den Entwicklungsstand unangemessenen und dysfunktionalen Weise beeinflusst. Nach Finkelhor und Browne (1985) tritt diese Dynamik dann auf, wenn das Kind lernt, entwicklungsbedingte Bedürfnisse durch sexuelles Verhalten zu befriedigen, wenn Körperteile des Kindes fetischisiert, falsche Vorstellungen über Sexualverhalten und Sexualmoral aufgedrängt werden, und wenn für das Kind sexuelle Aktivitäten verbunden sind mit beängstigenden Erinnerungen (S. 531).

Wie im Kap. 3.3 beschrieben, können sich die Verhaltenssysteme Bindung und Sexualität gegenseitig beeinflussen. Dabei kann nach D. Davis, P. R. Shaver und M. L. Vernon (2004) sexuelles Verhalten durch Situationen ausgelöst werden, die normalerweise Bindungsverhalten auslösen würden (zit. in Wendt, 2009, S. 60). Nach Finkelhor und Browne (1985) werden Kinder durch den sexuellen Missbrauch mit sexuellen Fragen konfrontiert, die für ihr Alter nicht entwicklungsgerecht sind (S. 534). Es kann geschlossen werden, dass das Kind durch die traumatische Sexualisierung lernt, anstelle von Bindungsverhalten sexuelles Verhalten zu zeigen, um den Wunsch nach Sicherheit zu befriedigen und dass dies womöglich von der missbrauchenden Person sogar gefördert wird. Nach König (2020) entsteht durch sexuelle Übergriffe einer Bindungsperson eine grosse Verwirrung und Verunsicherung beim Kind, da die sexuellen Handlungen als Zuwendung dargestellt werden und verbunden sind mit subtilen Drohungen, wenn die Handlungen abgewehrt werden (S. 108). Finkelhor und Browne (1985) schreiben dazu, dass das Kind, wenn es über einen längeren Zeitraum Sex gegen den Erhalt von Zuneigung eintauscht, die Ansicht entwickelt, dass dies der normale Weg ist, um Zuneigung zu erfahren. In späteren Beziehungen können diese

Menschen dann ein stark sexualisiertes Verhalten zeigen, in dem Sex als Währung für Zuneigung und Aufmerksamkeit dienen kann (S. 534). Weiter wird angefügt, dass durch die traumatische Sexualisierung die Betroffenen ein verwirrendes und missverständliches sexuelles Selbstkonzept entwickeln (S. 531).

Auch die Folgen der traumatischen Sexualisierung können je nach Ausmass des sexuellen Missbrauchs stark variieren. Lernt das Kind beispielsweise durch den sexuellen Missbrauch Sexualität mit Angst zu assoziieren, so kann eine Folge davon sein, dass Sexualität im weiteren Leben gemieden wird (Finkelhor & Browne, 1985, S. 534-535). Auf diesen Aspekt wird in dieser Arbeit allerdings nicht weiter eingegangen.

3.5.3 Fazit

Zusammenfassend lässt sich auf der ontogenetischen Ebene feststellen, dass die Dynamik des Verrats in der Kindheit zu einer traumatischen Bindungserfahrung auf Grundlage einer Bindungsdesorganisation führen kann. Dadurch kann ein inneres Arbeitsmodell entstehen, indem sich das Kind selbst und andere Menschen als negativ erlebt. Die Bindungsdesorganisation kann sich schliesslich im Jugendalter zu einer ängstlich-vermeidenden Bindung entwickeln. Eine mögliche Folge der traumatischen Sexualisierung ist, dass das Kind lernt, Bindungsbedürfnisse durch Sexualverhalten zu befriedigen, was sich in späteren intimen Beziehungen in einem stark sexualisierten Verhalten zeigen kann, in dem die eigenen Grenzen nicht erkannt werden, und Sexualität zur Herstellung von Nähe benutzt wird. Es wird daher im nächsten Kapitel beleuchtet, wie sich die Dynamiken "Verrat" und "traumatische Sexualisierung" und das daraus resultierende Bindungs- und Sexualverhalten in der Beziehungsgestaltung der Jugendlichen zeigen.

3.6 Auswirkungen des traumatogen beeinflussten Sexual- und Bindungsverhalten im Mikrosystem

Wie sich der ängstlich-vermeidende Bindungsstil und ein stark sexualisiertes Verhalten in der Gestaltung von intimen Beziehungen der jugendlichen Mädchen auswirken, wird in diesem Kapitel dargestellt. Um die Wechselwirkung von Sexual- und Bindungsverhalten aufzuzeigen und auf jugendliche Mädchen zu beziehen, wird auf das Modell zur Intimität von Frauen mit sexueller Missbrauchserfahrung sowie auf Ergebnisse der PRÄVIK-Studie zurückgegriffen.

Joanne L. Davis und Patricia A. Petretic-Jackson (2000) haben in einem umfassenden Literaturüberblick verschiedene Verhaltensmuster bezüglich Intimität bei Frauen, die sexuellen Missbrauch erlebt haben, eruiert (zit. in Büttner, 2018a, S. 40-41). Dabei lässt sich ein Verhaltensmuster erkennen, das Ähnlichkeiten mit dem ängstlich-vermeidenden Bindungsstil und dem traumatisch beeinflussten Sexualverhalten aufweist. Daneben konnte in der PRÄVIK-Studie nach Kavemann et al. (2018) ein weiteres vergleichbares Verhaltensmuster bei den befragten Mädchen im Heim festgestellt werden (S. 863). Das Muster, das ein fehlendes Konzept von Grenzen im Sinne eines abgegrenzten intimen sexuellen Bereichs umfasst und dadurch ein hohes Risiko für sexuelle Reviktimisierung aufweist (Kindler et al. 2018, S. 129-130), lässt sich in den beschriebenen Auswirkungen der traumatischen Sexualisierung aus dem Kap. 3.5 wiedererkennen.

Zwischen dem ängstlich-vermeidenden Bindungsverhalten und dem von Davis und Petretic-Jackson (2000) beschriebenen Verhaltensmuster lassen sich Parallelen ziehen: Letzteres ist gekennzeichnet durch Angst vor Intimität, Misstrauen und Schwierigkeiten, mit anderen in Beziehung zu treten. Beziehungen werden zwar eingegangen, sind aber kurzlebig, flüchtig und werden übersexualisiert. Die Betroffenen empfinden Intimität als etwas Bedrohliches, zeitgleich sehnen sie sich aber stark nach Nähe und Zuneigung. In einer Beziehung funktionieren sie dann körperlich und sexuell, bleiben innerlich aber auf Distanz. Sobald die Beziehung droht, intim zu werden, wird sie abgebrochen (Davis und Petretic-Jackson 2000; zit. in Büttner, 2018a, S. 41). Die Übersexualisierung in diesem Verhaltensmuster entspricht den Ausführungen zu den Auswirkungen der traumatischen Sexualisierung im Kap. 3.5. Davis und Petretic-Jackson (2000) gehen davon aus, dass die Übersexualisierung in der Kindheit entsteht, wenn das Kind lernt, Beziehungsbedürfnisse mit sexuellem Verhalten zu befriedigen. Später in einer Partnerschaft gehen diese Menschen davon aus, Sex geben zu müssen, um einen Wert für das Gegenüber zu haben und um Liebe und Nähe zu erreichen. Intimität und Sexualität können nicht miteinander vereinbart werden, da Sexualität mit emotio-

ner Distanz verbunden ist, und Intimität zu Überforderung und sexuellem Desinteresse führt. Sex wird deshalb innerhalb einer intimen Beziehung zur Verpflichtung. Durch die sexuellen Grenzüberschreitungen konnten die Betroffenen ausserdem nicht lernen, sich in ihrer Sexualität wirkungsvoll abzugrenzen und ungewollte sexuelle Kontakte abzuwehren (zit. in Büttner, 2018a, S. 41).

Das Verhaltensmuster aus der PRÄVIK-Studie, das ein undeutliches Konzept von Grenzen beinhaltet und nach Kavemann et al. (2018) von einer traumatischen Sexualisierung in der Kindheit ausgeht, weist ebenfalls Ähnlichkeiten mit dem obigen Verhalten auf (S. 863). Nach Kindler et al. (2018) berichteten die Mädchen über sexuelle Interaktionen als zufällige Ereignisse, die nicht an Intimität gebunden waren, wobei der eigene Körper den Beziehungspersonen überlassen wurde. Schmerzhafter und ungewollter Sex wurde als normal betrachtet. Wünsche und Bedürfnisse wurden nur schwach thematisiert (S. 129-130). Des Weiteren zeigten die Mädchen riskantes sexuelles Verhalten, häufig wechselnde Partnerschaften und Sex unter Drogeneinfluss (Kavemann et al. 2018, S. 863).

3.7 Risikofaktoren für sexuelle Reviktimisierung

In diesem Kapitel werden aufgrund der vorherig beschriebenen Beziehungsgestaltung mögliche Risikofaktoren für sexuelle Reviktimisierung in den intimen Beziehungen der Mädchen aufgezeigt. Als Hauptrisikofaktoren im Mikrosystem gelten dabei – als Resultat zweier vorbelasteter Individuen – die Paardynamik, das obig erörterte undeutliche Konzept von Grenzen sowie sexuelles Risikoverhalten.

3.7.1 Paardynamik

Im Kap. 2 wurde aufgezeigt, dass jugendliche Mädchen sexuelle Gewalt meist durch Gleichaltrige oder etwas ältere, männliche Jugendliche von innerhalb oder ausserhalb des Heimes erfahren. Es kann geschlussfolgert werden, dass im Heim Untergebrachte oder Jugendliche im nahen Umfeld der Mädchen ebenfalls häufig negative Beziehungserfahrungen und dadurch unsichere Bindungen entwickelt haben oder sogar ebenfalls einen ängstlich-vermeidenden Bindungsstil aufweisen. Diese Schlussfolgerung lässt sich durch Kavemann et al. (2018) unterstreichen, die schreiben, dass die jugendlichen Mädchen ihre ersten sexuellen Beziehungen meistens mit Gleichaltrigen innerhalb der Jugendhilfe oder anderen Institutionen eingehen, wobei diese Jugendlichen ebenfalls ein hohes Mass an Belastungen mitbringen (S. 12).

Im Kap. 3.6 wurde deutlich, dass sich die Mädchen zum einen stark nach Nähe und Zuneigung sehnen, zum anderen gleichzeitig grosse Furcht vor der Erreichung dieser

Nähe haben. Wird die Nähe zur Beziehungsperson zu gross, werden beim Mädchen unverarbeitete Gefühle aktiviert, wobei die Beziehung unbewusst abgebrochen wird. In Bezug auf einen männlichen Partner schreiben Antonia J. Z. Henderson, Kim Bartholomew, Shanna J. Trinke und Marilyn J Kwong (2005), dass sich ein Partner mit unsicherer Bindung durch den Verlust einer möglichen Bindungsperson sehr verletztlich und unsicher fühlen kann und dass Gewalt ein mögliches Mittel ist, um Nähe wiederherzustellen (S. 219). West und George (1999) gehen sogar davon aus, dass Gewalt in intimen Beziehungen in der Bindungsdesorganisation verwurzelt ist. Sie argumentieren, dass dies aufgrund des Bedürfnisses entsteht, bei feindseligem, hilflosem, oder unzugänglichem Verhalten des Gegenübers Kontrolle auszuüben, um so wieder Sicherheit zu erlangen (zit. in Howe, 2011/2015, S. 206), wobei Ingrid Wolff-Dietz (2007) dazu schreibt, dass männliche jugendliche Sexualstraftäter häufig Bindungsdesorganisation in der Kindheit erlebt haben (S. 49). Eva-Verena Wendt (2016) schreibt, dass bei Jugendlichen ganz grundsätzlich noch grosse emotionale Unsicherheiten sowie mangelnde Konfliktlösestrategien bestehen können (S. 14). Anzunehmen ist, dass die Unsicherheiten, die aus der Beziehungsdynamik des ängstlich-vermeidenden Bindungsstils resultieren, die sowieso schon bestehenden Unsicherheiten der Jugendlichen erhöhen, und dass dadurch auch das Risiko von Gewalt und sexuellen Grenzüberschreitungen steigt, wodurch es zu sexueller Reviktimisierung kommen kann. Im Folgenden wird das undeutliche Konzept von Grenzen hinsichtlich des Risikos der sexuellen Reviktimisierung betrachtet.

3.7.2 Das undeutliche Konzept von Grenzen

Wie im Kap. 2.3 beschrieben wurde, stellt die Aufnahme von Partnerschaften und sexuellen Beziehungen im Jugendalter eine wichtige Entwicklungsaufgabe dar. Nach Eva Maria Lohner (2019) geht es bei den ersten intimen Beziehungen im Jugendalter darum, Erfahrungen zu sammeln, sodass das Erkennen, Offenbaren und Aushandeln der eigenen Gefühle und Wünsche als auch das Eingehen auf das Gegenüber geübt wird (S. 52), was mit dem Entwicklungsziel der sexuellen Authentizität nach Fend (2001) im Kap. 2.3 vergleichbar ist. Lohner (2019) fügt an, dass es bei den anfänglichen sexuellen Annäherungen aufgrund von fehlender Erfahrung auch zu Grenzüberschreitungen und sexuellen Übergriffen kommen kann (S. 52).

Im Kap. 3.6 wurde gezeigt, dass die Betroffenen aufgrund der traumatischen Sexualisierung Sex mit Zwang verbinden. Sexualität wird zum einen ausgeübt, um einen Wert für das Gegenüber zu haben, und zum anderen, um das Bedürfnis nach Nähe zu befriedigen. Dabei gehen die Betroffenen davon aus, dass sie die sexuellen Bedürfnisse des Gegenübers befriedigen müssen, obwohl sie dies vielleicht nicht wollen. Durch die

traumatische Sexualisierung in der Kindheit konnten sie kein deutliches Konzept von Grenzen entwickeln. Durch das undeutliche Konzept von Grenzen kann geschlussfolgert werden, dass das Erreichen des Entwicklungsziels "sexuelle Authentizität" stark gefährdet ist. Es ist anzunehmen, dass die Mädchen aufgrund einer marginalen Bedürfnisäusserung sowie der Schwierigkeit, Grenzen zu ziehen, eine unklare oder diffuse Kommunikation gegenüber dem oder der Partner*in anzeigen. Nach Barbara Krahe (2009) gehen unklare Äusserungen über die Bereitschaft zu sexuellem Kontakt mit einer erhöhten Wahrscheinlichkeit von übergriffigem Verhalten seitens der Täter*innen einher (S. 178). Darüber hinaus ist zu vermuten, dass die Mädchen aufgrund der traumatischen Sexualisierung sexuelle Grenzüberschreitungen als normal betrachten und sich deshalb nicht wehren. Wenn die Mädchen somit nicht lernen, ihre eigenen Grenzen wahrzunehmen und in Beziehungen durchzusetzen, kann sich das Risiko einer sexuellen Reviktimisierung erhöhen. Im Weiteren wird das sexuelle Risikoverhalten der Mädchen hinsichtlich Reviktimisierung erläutert.

3.7.3 Sexuelles Risikoverhalten

Sexuelles Risikoverhalten wird nach Jamison D. Fargo (2009) als vermittelnder Faktor für sexuelle Reviktimisierung gesehen (S. 1786). Nach Melanie Büttner (2018b) umfasst sexuelles Risikoverhalten üblicherweise folgende Merkmale: frühe sexuelle Aktivität, höhere Anzahl an Sexualpartner*innen, ungeschützter Geschlechtsverkehr, Prostitution sowie Alkohol- und Drogenkonsum (S. 89-90). Dabei fügen Theresa E. Senn, Michael P. Carey, Peter A. Venable (2008) an, dass sexuelles Risikoverhalten vermehrt bei sexuellen Missbrauchsopfern zu beobachten ist (S. 723). Im Kap. 3.6 wurde ersichtlich, dass die Mädchen aus der PRÄVIK-Studie mit einem undeutlichen Konzept von Grenzen ein riskantes sexuelles Verhalten mit häufig wechselnden Partnerschaften und Sex unter Drogeneinfluss aufweisen.

Wie im Kap. 3.6 gezeigt wurde, erleben Menschen mit einem ängstlich-vermeidenden Bindungsstil und traumatischer Sexualisierung eine hohe Fluktuation an Beziehungspartner*innen. Es kann geschlussfolgert werden, dass durch die erhöhte Anzahl an Sexualpartner*innen und dem häufigen Beziehungswechsel das Risiko steigt, an eine Person zu gelangen, die sich grenzverletzend verhält. Somit steigt die Wahrscheinlichkeit für sexuelle Reviktimisierung. Häufige Beziehungswechsel und die erhöhte Anzahl an Sexualpartner*innen bei Betroffenen von sexuellem Missbrauch in der Kindheit, konnte in der Studie von David M. Fergusson, Geraldine F. H. McLeod und L. John Horwood (2013) bestätigt werden (S. 664).

Des Weiteren haben nach Fargo (2009) riskantes Sexualverhalten und ein problematischer Alkoholkonsum eine wechselwirkende Rolle bei sexueller Reviktimisierung (S. 1786). Alkohol und Drogen zählen zu den psychoaktiven Substanzen (Alexander Rommel, Benjamin Kuntz & Thomas Lampert, 2015, S. 198). Diese entfalten eine bewusstseinsveränderte Wirkung und beeinflussen somit auch das Erleben und Verhalten (Henrik Jungaberle, Maximilian von Heyden & Tomislav Majić, 2018, S. 4). Diesbezüglich schreibt Gundula Barsch (2018), dass auch bei einem einvernehmlichen Substanzenkonsum zweier Personen aufgrund der Bewusstseinsveränderung die eigenen Grenzen teilweise nicht mehr geäußert oder vom Gegenüber nicht mehr adäquat wahrgenommen oder respektiert werden können (S. 286). Einige psychoaktive Substanzen, wie beispielsweise Alkohol, haben eine enthemmende sowie angstlösende Wirkung, wodurch risikoreiches und aggressives Verhalten gefördert wird (Rommel et al., 2015, S. 201). Schliesslich sinkt die Risikowahrnehmung der Mädchen für ernstzunehmende Situationen, während die Bereitschaft für näheren Kontakt zu Täter*innen gesteigert wird. Derweil können durch den Konsum seitens der Täter*innen eine Enthemmung von aggressiven Affekten und somit grenzüberschreitende Handlungen begünstigt werden. Infolgedessen wird ersichtlich, dass im Kontext von Substanzenkonsum eine Opfer-Täter*innen-Dynamik ausgelöst werden kann, die sexuelle Reviktimisierung begünstigt.

3.8 Fazit

Zusammenfassend konnten Auswirkungen des sexuellen Missbrauchs auf das Bindungs- und Sexualverhalten der Mädchen in intimen Beziehungen bestimmt werden, die das Risiko der sexuellen Reviktimisierung zu erhöhen scheinen. Ein undeutliches Konzept von Grenzen erschwert eine adäquate Grenzsetzung, die ängstlich-vermeidende Paardynamik weist ein erhöhtes Gewaltpotential auf, und eine hohe Fluktuation an Partnerschaften erhöht das Risiko, auf Partner*innen zu treffen, die sexuelle Gewalt ausüben. Sexuelles Risikoverhalten und Drogenkonsum erhöhen ebenfalls das Risiko für eine sexuelle Reviktimisierung. Es stellt sich also die Frage, wie die Sozialpädagogik in Heimen auf diese Faktoren und deren Ursprünge Einfluss nehmen soll.

Im nächsten Kapitel wird zuerst die Aufgabe des Heims sowie der sozialpädagogische Handlungsauftrag hinsichtlich der Erklärung für sexuelle Reviktimisierung im Kap. 3 beschrieben. Anhand der beschriebenen Auswirkungen werden Ziele für konkrete Handlungsempfehlungen abgeleitet.

4 Sozialpädagogischer Handlungsauftrag und Ziele zur Reduktion von Reviktimisierung

Da sich die vorliegende Arbeit auf das Heim bezieht, und in dessen Rahmen die Reduktion von sexueller Reviktimisierung angestrebt wird, wird im folgenden Kapitel zuerst der Auftrag von Schweizer Heimen sowie der sozialpädagogische Handlungsauftrag im Heim beleuchtet. Daraus lassen sich sozialpädagogische Ziele ableiten und begründen. Die Ziele werden in Verbindung mit den sozialpädagogischen Herausforderungen im Umgang mit den betroffenen Mädchen gesetzt, die auf dem Theorieteil von Kap. 3 basieren und zu praktischen Handlungsempfehlungen in Kap. 5 führen.

4.1 Heimauftrag

Eltern, die sexuelle Gewalt an ihrem Kind oder Jugendlichen ausüben oder keine Unterbindung vornehmen, gefährden die gesunde Entwicklung ihres Kindes. Bei Kindeswohlgefährdung ist der Staat in der Pflicht einzugreifen. Im Schweizerischen Zivilgesetzbuch (ZGB) sind in den Artikeln 307 bis 317 Gesetze zum Kinderschutz festgehalten, wobei nach Art. 307 Abs. 1 ZGB die Kinderschutzbehörde (KESB) geeignete Massnahmen zum Schutz des Kindes treffen kann. Nach Art. 310 Abs. 1 ZGB kann das Kind aus seiner Herkunftsfamilie oder bei Dritten herausgenommen und fremdplatziert werden, wenn es keine andere geeignete Möglichkeit zur Gefahrenabwendung gibt. Kinder und Jugendliche, die aus schwierigen Herkunftsfamilien kommen und für längere oder unbestimmte Zeit nicht mehr zurückkehren können oder wollen, werden meist in Heimen oder in anderen betreuten Wohnformen untergebracht (Richard Gündler, 2015, S. 39). Madeleine Klose und Shadi Mozaffari (2009) bestätigen, dass die Heimerziehung sowie Pflegefamilien das bedeutendste Instrument der Jugendhilfe darstellt (S. 15).

Schweizweit besteht kein nationales Kinder- und Jugendhilfegesetz (Dorothee Schaffner & Myriame Läber, 2017, S. 417). Aufgrund der föderalistischen Staatsstruktur obliegt den Kantonen die Zuständigkeit und die gesetzliche Regelung der erzieherischen Hilfen (S. 417-418). Der Auftrag und die erzieherischen Hilfen in den Heimen scheinen somit heterogen gestaltet. Indes liegt nahe, dass je nach Klientel eine weitere Ausdifferenzierung innerhalb der Heimlandschaft besteht. Allgemeine Rechtsgrundlagen, die national bindend sind, bestehen jedoch durch die schweizerische Bundesverfassung (BV) (Schaffner & Läber, 2017, S. 417). In Art. 11 Abs. 1 BV ist festgelegt: "Kinder und Jugendliche haben Anspruch auf besonderen Schutz ihrer Unversehrtheit und auf Förderung ihrer Entwicklung". Nach Art. 41 Abs. 1 lit. g BV müssen von Bund und Kantonen "Kinder und Jugendliche in ihrer Entwicklung zu selbstständigen und sozial ver-

antwortlichen Personen gefördert und in ihrer sozialen, kulturellen und politischen Integration unterstützt werden“. Darüber hinaus wird im Abschnitt “Heimpflege“ der Verordnung über Aufnahme von Pflegekindern (Pflegekinderverordnung, PAVO) vom 19. Oktober 1977, SR 211.222.338, Art. 13. Abs. 1 lit. a PAVO, der institutionelle Auftrag als Erziehung, Betreuung, Ausbildung, Behandlung oder Beobachtung umschrieben.

Zur Schärfung der Aufgaben im Heim schreibt Thomas Schauder (2003), dass mit Heimerziehung die Erziehung der Kinder und Jugendlichen mithilfe von Sozialpädagog*innen gemeint ist, die ihnen eine adäquate Entwicklung und Versorgung ermöglichen (zit. in Julia Klonek, 2015, S. 131). Stefan Schnurr (2012) ergänzt, dass die Verantwortung der Heime in der Erziehung und Entwicklungsbegleitung junger Menschen besteht. Das Heim bietet ihnen einen neuen Lebensort sowie neue Beziehungen zu Erwachsenen und Gleichaltrigen. Besonders für die Jugendlichen, die nicht mehr nach Hause zurückkehren können, trägt das Heim die Verantwortung, sie zur gelingenden Verselbstständigung zu führen. Zunächst geht es darum, ihrer Integrität Schutz zu bieten, damit Entwicklungs- und Bildungschancen möglich werden. Erfahrene Benachteiligung muss ausgeglichen und altersentsprechende Entwicklungsaufgaben müssen bewältigbar gemacht werden. Dazu muss das Heim eine entwicklungsförderliche Umwelt schaffen, die emotionale, kognitive, psychische sowie formale und informelle Bildung zulässt und somit Verwirklichungschancen Raum gibt (S. 84-85). Im Folgenden wird nun der Handlungsauftrag der Sozialpädagogik im Heim geschildert.

4.2 Sozialpädagogik im Heim

Wie oben erläutert, ist die Sozialpädagogik im stationären Heim präsent, wobei sie sich nach unterschiedlichen kantonalen Regeln richten muss, und das sozialpädagogische Handeln somit divers gestaltet sein kann. Gemäss Schaffner und Läber (2017) besteht unentwegt eine gesamtgesellschaftliche Veränderung, erhöhte Offenheit und eine einhergehende Normalitätsdiffusion, mit der die Sozialpädagogik in der Praxis konfrontiert ist. In diesem Kontext drängt sich die Frage nach den Zielen, Aufgaben und dem Verständnis des sozialpädagogischen Handelns der stationären Erziehungshilfe auf (S. 416).

Sinnvoll erscheint es, den Blick auf den übergeordneten sozialpädagogischen Handlungsauftrag zu legen. Der Handlungsauftrag der Sozialpädagogik lässt sich auf der Grundlage des Berufskodexes der Sozialen Arbeit festmachen. In dessen Abschnitt zu den Zielen und Verpflichtungen scheint Folgendes nach AvenirSocial (2010) leitführend:

5.3 Soziale Arbeit ist ein gesellschaftlicher Beitrag, insbesondere an diejenigen Menschen oder Gruppen, die vorübergehend oder dauernd in der Verwirklichung ihres Lebens illegitim eingeschränkt oder deren Zugang zu und Teilhabe an gesellschaftlichen Ressourcen ungenügend sind.

5.4 Soziale Arbeit hat Lösungen für soziale Probleme zu erfinden, zu entwickeln und zu vermitteln.

5.5 Soziale Arbeit hat soziale Notlagen von Menschen und Gruppen zu verhindern, zu beseitigen oder zu lindern.

5.6 Soziale Arbeit hat Menschen zu begleiten, zu betreuen oder zu schützen und ihre Entwicklung zu fördern, zu sichern oder zu stabilisieren.

5.7 Soziale Arbeit hat Veränderungen zu fördern, die Menschen unabhängiger werden lassen auch von der Sozialen Arbeit. (S. 6)

Im Rahmen dieses Handlungsauftrags scheint die Sozialpädagogik als Teil der Sozialen Arbeit auf das Wohl und die Entwicklung ihrer eingeschränkten Klientel abzielen.

Nach Rainer Treptow (2009) kommt der erzieherischen Hilfe sowie der Heimerziehung die Aufgabe zu, für ihre vorbelasteten Kinder und Jugendlichen Erfahrungsräume zu ermöglichen. Sie sollen Lebenskompetenzen entwickeln, die sie auf Ungewisses innerhalb der komplexen und vielseitigen Zivilgesellschaft vorbereiten und stützen. Das klassische pädagogische Verhältnis von Gegenwartsgestaltung und Zukunftsvorbereitung steht dabei im Fokus (S. 10). Erziehung alleine kann diese anspruchsvolle Aufgabe nicht erfüllen, die Kinder und Jugendlichen müssen ermutigt und gestärkt werden, ihr Leben in der Auseinandersetzung mit der Welt selbst zu gestalten (S. 19).

Matthias Grundmann (2017) erklärt, dass Erziehung sowie Bildung grundlegend für den Sozialisationsprozess sind (S. 65). Erziehung dient der sozialen Integration in die gegenwärtigen gesellschaftlichen Strukturen, die durch normative Leitideen legitimiert werden und zu einer normativen Prägung des jeweiligen Individuums führt (S. 68-70). Mit Bildung ist hingegen die Selbstformung eigener und gemeinschaftlicher Wertvorstellungen, Handlungsweisen und Handlungswissen gemeint, die in und durch sozialisationische Prozesse geschehen. Beide Aspekte sind gegensätzliche Pole des Sozialisationsprozesses, die aus Selbst- und Fremdbezüglichkeit sozialen Handelns resultieren (S. 72). Treptow (2009) ergänzt, dass Erziehung und Bildung jedoch in gegenseitige Ergänzung gebracht werden muss (S. 20).

Erziehung und Bildung scheinen elementar für sozialpädagogisches Handeln im Heim zu sein, damit die Kinder und Jugendlichen Eingang in die Gesellschaft finden und ein eigenständiges Leben führen lernen. Um Erziehung und Bildung in eine wechselseitige Ergänzung zu bringen, stellt sich die Frage, was für sozialpädagogisches Handeln benötigt wird.

Gemäss Ullrich Gintzel (2007) sind klare Haltungen, fachspezifisches Wissen und die Fähigkeit der praktischen Anwendung ausschlaggebend (S. 182). Günder (2015) bestätigt, dass die Basis von professionellem Handeln wissenschaftliches Fachwissen ist, welches man in der Ausbildung erwirbt. Darüber hinaus sind sowohl methodische Umsetzung als auch die Fähigkeit zur Reflexion grundlegende berufliche Kompetenzen (S. 163-164). Hierbei wird betont, dass erst durch verinnerlichte Grundhaltungen der Sozialpädagog*innen eine auf Methodik basierende Erziehung effektiv wird (S. 188). Je nach Kontext kann sozialpädagogisches Handeln unterschiedlich stark in die Lebenswelt der Klientel einwirken und Teil ihres Alltages werden (Maja Heiner, 2012, S. 611). Das Heim ermöglicht aufgrund der ganztägigen und meist langandauernden Begleitung einen intensiven und grossen Einfluss auf die Lebenssituation der Klientel, wodurch enge Beziehungen zur Klientel aufgebaut werden können (S. 612). Demzufolge scheinen Sozialpädagog*innen im Heim grosses Potential für die Erziehung und Bildung der Mädchen zu haben, wodurch förderliche Entwicklungsprozesse möglich werden.

Nachstehend wird auf die sozialpädagogischen Zielsetzungen eingegangen. Diese schliessen den Heim- sowie Handlungsauftrag ein und berücksichtigen mögliche Herausforderungen, mit denen die Sozialpädagog*innen im Umgang mit den Mädchen konfrontiert sein könnten.

4.3 Sozialpädagogische Herausforderungen und Ziele im Bezug zum Bindungs- und Sexualverhalten der Mädchen

Im ersten Kapitel wurde deutlich, dass sexuelle Reviktimisierung oftmals in intimen Beziehungen zwischen Gleichaltrigen geschieht. Aufgrund dieser Beziehungskonstellation ist anzunehmen, dass eine direkte sozialpädagogische Intervention zum Schutz der Mädchen eine Herausforderung darstellt, da die sexuelle Reviktimisierung ausserhalb des Einflussbereichs der Sozialpädagogik stattfindet. Sinnvoll erscheint, die Mädchen indirekt durch sozialpädagogische Interventionen im Heim gegen sexuelle Reviktimisierung zu stärken.

Im Kap. 3 wurde ersichtlich, dass der ängstlich-vermeidende Bindungsstil mit dem daraus resultierenden Verhaltensrepertoire zu erhöhtem Reviktimisierungsrisiko in intimen Beziehungen führen kann. Durch die traumatische Sexualisierung weisen die Mädchen ein undeutliches Konzept von Grenzen sowie risikoreiches Sexualverhalten auf, was zu ihrer weiteren Gefährdungslage beiträgt. Häufig bestehen wechselnde Partnerschaften, Alkohol- und Drogenkonsum, Schwierigkeiten in der Grenzsetzung sowie ein fehlendes Bewusstsein über die eigene Selbstbestimmung. Hilfreich scheint, wenn sozialpädagogische Interventionen an ihrem Bindungs- und Sexualverhalten ansetzen.

Im Kap. 4.1 und 4.2 wurde deutlich, dass Bildungs- und Erziehungsprozesse für die Entwicklung der betroffenen Mädchen realisiert werden müssen. Diese Realisierung scheint aufgrund ihrer traumatischen Bindungserfahrung und ihres risikoreichen Sexualverhaltens Herausforderungen für die Sozialpädagog*innen bergen zu können. Nachfolgend werden mögliche Herausforderungen identifiziert, damit trotz Hindernissen ein konstruktiver Zugang und passende, zielgerichtete Unterstützungen für die Mädchen erfolgen können. Die Herausforderungen schliessen jeweils mit einer Zielsetzung für die Sozialpädagog*innen ab.

4.3.1 Misstrauen

Im Kap. 3.3 wurde erklärt, dass erlebte Beziehungserfahrungen in das innere Arbeitsmodell einfliessen und das spätere Verhalten in Beziehungen beeinflussen. Durch die traumatisierende Bindungserfahrung lernten die Mädchen, dass sie wertlos und alleine sind und dass andere Menschen unberechenbar und eine Gefahr für sie darstellen. Aufgrund dieser Erfahrung ist anzunehmen, dass die Mädchen misstrauisch sowie ablehnend gegenüber Beziehungs- und Unterstützungsangeboten von Sozialpädagog*innen reagieren könnten. Kindler et al. (2018) bestätigen, dass sich die Mädchen mit undeutlichem Konzept von Grenzen distanzieren und rebellisch gegenüber den Sozi-

alpädagog*innen verhalten (S. 131). Ferner werden Sozialpädagog*innen oft gleichermaßen wie die Herkunftsfamilie der Mädchen wahrgenommen (Roland Schleiffer, 2014, S. 243), die, wie erläutert, als belastend empfunden werden konnte. Kindler et al. (2018) fügt hinzu, dass die Mädchen aufgrund von Regelverstößen und ihrem herausfordernden Verhalten zudem vermehrt Einrichtungswechsel erlebt haben (S. 131). In- des liegt nahe, dass das Vertrauen in Sozialpädagog*innen beschränkt ist. Der Aufbau einer positiven und entwicklungsfördernden pädagogischen Beziehung scheint unter diesen Umständen erschwert.

Aufgrund dessen scheint es sinnvoll, zuerst einen vertrauensvollen Zugang zu den Mädchen herzustellen, damit Beziehungsangebote angenommen werden können. Denn erst wenn ein gegenseitiges sowie stabiles Vertrauen und Sicherheit vorhanden sind, kann angenommen werden, dass die Mädchen zugänglich für Unterstützung sind, wodurch Bildungs- und Erziehungsprozesse konstruktiv stattfinden können. Dies entspricht auch den Feststellungen in Kap. 4.1, nach denen zuerst die persönliche Integrität sichergestellt werden muss, damit Entwicklung angestossen werden kann. Durch den vertrauensvollen Zugang können schliesslich Bildungs- und Erziehungsprozesse bei den Mädchen vorgenommen werden, die ihnen zu einer selbstbestimmten sexuellen Identität verhelfen können. Demnach ergibt sich für die Sozialpädagog*innen das erste Ziel:

Ziel 1: Stabilität und Vertrauen schaffen

Gegenseitiges Vertrauen kann schliesslich neue Beziehungserfahrungen ermöglichen. Nach Kap. 3.3 ist das innere Arbeitsmodell nicht statisch, sondern kann sich durch kontinuierliche und neue Beziehungserfahrungen verändern. Karl Heinz Brisch (2013) fügt hinzu, dass neue und kontinuierliche Beziehungserfahrungen langsam zur Veränderung des inneren Arbeitsmodells führen, wodurch die Entwicklung von einer Bindungsdesorganisation zu einer unsicheren oder bis hin zu einer sicheren Bindung unterstützt werden kann (S. 163). Folglich können neue Bindungsrepräsentationen bei den Mädchen zu sich selbst und ihrer Umwelt entstehen, was zur Verbesserung ihrer Beziehungsfähigkeit und schliesslich auch zu einem positiven Einfluss auf ihr Verhalten innerhalb von Beziehungen führt. Schleiffer (2014) betont jedoch, dass dies ein äusserst langwieriger und schwieriger Prozess ist (S. 242). Daher kann angenommen werden, dass dies von vielen Faktoren, wie beispielsweise der Länge des Aufenthalts im Heim, der psychotherapeutischen Begleitung und weiteren Beziehungserfahrungen im sozialen Umfeld beeinflusst wird. Es scheint ein lebenslanger Prozess, wozu Sozialpädagog*innen im Heim einen Beitrag leisten können. Schlussfolgernd könnten neue Be-

ziehungserfahrungen den ängstlich-vermeidenden Bindungsstil der Mädchen verändern, wodurch das Risiko für sexuelle Reviktimisierung reduziert werden könnte. Indes liegt nahe, dass die Mädchen durch die neuen Beziehungserfahrungen – beispielsweise respektiert, wertgeschätzt und gemocht zu werden – in ihrem Selbstkonzept gestärkt werden und innerhalb von intimen Beziehungen gleichermassen behandelt werden wollen. Dadurch könnte die Toleranz für sexuelle Grenzüberschreitungen sinken. Ein weiteres Ziel für die Sozialpädagog*innen ist demnach:

Ziel 2: Neue Beziehungserfahrungen ermöglichen

Jedoch können aktuelle Beziehungen bei den Mädchen Gefühle auslösen, die weitere Herausforderungen bergen. Folgend werden diese beleuchtet.

4.3.2 Unverarbeitete Gefühle

Wie im Kap. 3.5 beschrieben, können durch gegenwärtige Beziehungen mit dem Trauma verbundene Erinnerungen und Gefühle reaktiviert werden, wodurch die Sozialpädagog*innen im Beziehungsaufbau mit impulsiven, spontanen und zum Teil gegen sie persönlich gerichteten Reaktionen konfrontiert sein könnten. Schleiffer (2014) schreibt dazu, dass bei der Berührung der Gefühlsebene durch Beziehungsinteraktionen Konflikte entstehen können (S. 243). Folglich könnten die Reaktionen der Mädchen bei den Sozialpädagog*innen Kränkungen oder Antipathie auslösen, was in Vermeidungsverhalten und ein Ende des Beziehungsangebotes ihrerseits resultieren kann. Schleiffer (2014) bestätigt, dass wenn sich Sozialpädagog*innen nicht in ihrer erzieherischen Rolle bestätigt empfinden, Angst aufkommen kann und ihr Bindungssystem aktiviert wird. Bleiben ihre Bindungsbedürfnisse schliesslich im Arbeitsalltag unbefriedigt, werden die Sozialpädagog*innen derartige bindungsrelevante Situationen mit den Jugendlichen meiden (S. 245). Ein erfolgreicher Zugang scheint in dieser Situation unmöglich, was die Mädchen wiederum in ihrem negativen Selbstbild bestätigen könnte. Nach Kap. 3.7 können intime Beziehungen ebenso als negativer Stimulus fungieren, wodurch irritierende Gefühlsausbrüche und Beziehungsabbrüche durch das Mädchen erfolgen können. Dies kann zu Frustration sowie zu emotionalen Verletzungen beim verunsicherten Jungen führen, wodurch das Potential für sexuelle Gewalt steigen kann und sexuelle Reviktimisierung begünstigt wird. Wenn das Mädchen jedoch seine traumabedingten Gefühle vor dem Hintergrund ihrer Entstehung einordnen kann, könnte dies zu einem besseren Verständnis seines Verhaltens führen, wodurch die Erklärung sowie auch die Regulation für das Mädchen einfacher wird. Ferner könnte diese Einordnung zu einer konstruktiven Konfliktlösung beitragen, indem es sein gefühlsbedingtes Verhalten für den Jungen verständlicher machen könnte. Hierdurch

minimiert sich das Risiko von emotionalen Verletzungen und Frustration, wodurch sexuell gewalttätigem Handeln entgegengewirkt werden könnte – sofern der Junge reflexiv darauf eingehen kann. Schlussfolgernd entsteht daraus folgendes sozialpädagogisches Ziel:

Ziel 3: Unverarbeitete Gefühle einordnen und einen konstruktiven Umgang mit ihnen erlernen

Nebst Vertrauensbildung, Vermittlung von neuen Beziehungserfahrungen und der Bearbeitung ihrer Gefühle müssen auch sexuelle Themen mit den Mädchen thematisiert werden. Folgend werden auf relevante Herausforderungen im Bezug zur Sexualität eingegangen.

4.3.3 Tabuthema Sexualität

Wie im Kap. 2.3 erwähnt, ist die Entwicklung der sexuellen Identität eine zentrale Aufgabe im Jugendalter, wobei gleichzeitig ein Ablösungsprozess zu den Bindungspersonen stattfindet. Das Bestreben zur Eigenständigkeit sowie die Erkenntnis, dass die Sozialpädagog*innen in ähnlicher Weise wie die Herkunftseltern betrachtet werden, und Sexualität ein intimes Thema ist, scheint das Sprechen über sexuelle Themen zu erschweren.

Kavemann et al. (2016a) bestätigen, dass Jugendliche viele Fragen zum Thema Sexualität haben, aber aufgrund von Scham und Intimitätsgefühlen nicht über alles mit Sozialpädagog*innen sprechen möchten (S. 29). Es ist anzunehmen, dass das Sprechen über Sexualität nicht nur Jugendlichen schwerfällt. Margret Hauch (2010) bestätigt, dass trotz der öffentlichen Thematisierung von Sexualität ein grundsätzliches Schweigen im privaten und persönlichen Bereich besteht (S. 372). Also könnten auch auf Seiten der Sozialpädagog*innen Unsicherheiten und Hemmungen bezüglich des Sprechens über Sexualität bestehen. Misstrauisches oder rebellisches Verhalten seitens der Mädchen könnte in diesem Kontext eine zusätzliche Hemmschwelle für Sozialpädagog*innen darstellen.

Nach Ulrike Schmauch (2016) kann Sexualität in allen Praxisfeldern der Sozialen Arbeit vorkommen (S. 35), und Dominik Mantey (2015) ergänzt, dass sich die Heimerziehung dem Thema Sexualität nicht entziehen kann und dass sexuelle Interaktionen innerhalb des Heims stattfinden (S. 72). Diese Aussage wird durch das Kap. 2.3 bestärkt, in dem aufgezeigt wird, dass sexuelle Reviktimisierung im Heim geschehen kann, weshalb sich die Sexualpädagogik den sexuellen Themen im Alltag dringend widmen muss. Zudem wurde im Kap. 4.2 ersichtlich, dass die Sozialpädagog*innen im Rahmen

ihrer erzieherischen Hilfe Bildungs- und Entwicklungschancen für einen gelingenden Sozialisationsprozess eröffnen sowie zum Schutz ihrer Klientel beitragen müssen. Demnach scheint es notwendig, dass Sozialpädagog*innen die Fähigkeit besitzen sollten, sexuelle Themen adäquat aufzubringen und diese mit den Mädchen in einem vertrauensvollen und hilfreichen Rahmen besprechen zu können. Nebst dieser sozialpädagogischen Fähigkeit muss jedoch auch der Umgang mit sexuellem Verhalten im Heim geklärt sein. Dies wird nachstehend beleuchtet.

4.3.4 Verletzung institutioneller Regeln

Es liegt nahe, dass Alkohol- und Drogenkonsum, frühe sexuelle Aktivität und häufig wechselnde Beziehungen aufgrund des sexuellen Risikoverhaltens (Kap. 3.7) zu Konflikten zwischen den Mädchen und den Sozialpädagog*innen oder anderen Heimbewohner*innen führen können. Kavemann et al. (2016a) fügt hinzu, dass sexuell traumatisierte Mädchen häufig Probleme in der eigenen Grenzziehung oder bei der Wahrnehmung und Anerkennung von Grenzen anderer haben (S. 33). Wenn die Mädchen beispielsweise gewaltbelastete Beziehungen führen, in Konsumszenen unterwegs sind oder nachts nicht nach Hause kommen, sind die Sozialpädagog*innen herausgefordert, entgegen den Wünschen der Mädchen die institutionellen Regeln durchzusetzen (S. 33). Verbote und Regeln können jedoch dazu führen, dass weitere sexuelle Interaktionen verheimlicht und nach aussen verlagert werden (Cornelia Helfferich & Barbara Kavemann, 2016, S. 54). Dadurch entfällt zwar die Kontrolle, jedoch auch der Zugang zu sozialpädagogischer Begleitung (S. 54). Mantey (2015) bestätigt die Tendenz zu Geheimhaltung und Kommunikationsabbrüchen, die aus starren Verboten und Regeln resultiert und zum Abbruch der sexualpädagogischen Begleitung führen kann (S. 76). Es liegt also nahe, dass durch eine strikte Durchsetzung der institutionellen Regeln ein Vertrauensbruch bei den Mädchen entstehen kann, wodurch diese bei sexueller Reviktimisierung nicht auf die Unterstützung der Sozialpädagog*innen zurückgreifen.

Es kann angenommen werden, dass wenn ein offenes, enttabuisiertes und partizipatives Klima innerhalb des Heims sowie in Betreuungsbeziehungen zu Sexualitätsfragen besteht, die Mädchen angeregt werden, über Probleme oder Unklarheiten zu sprechen. Dies kann schliesslich den Zugang für sozialpädagogische Interventionen im Rahmen von Bildungs- und Entwicklungsprozessen ermöglichen. Dadurch können ganz nach der Verpflichtung im Kap. 4.2 Lösungen zu sozialen Problemen sowie eine schützende Begleitung aufgebaut werden. Aufgrund dessen scheint folgendes Ziel wichtig:

Ziel 4: Offenes und vertrauensvolles Klima bezüglich Sexualität fördern

Nebst einem vertrauensvollen Klima muss den Mädchen auch aktiv Unterstützung für ihre Schwierigkeiten angeboten werden. Im Folgenden wird darauf eingegangen.

4.3.5 Individualität und Gemeinsamkeiten der Mädchen im Heim

Im Kap. 3.7 wurde ersichtlich, dass das undeutliche Konzept von Grenzen in intimen Beziehungen das Risiko einer sexuellen Reviktimisierung der Mädchen erhöht. Dazu schreiben Kavemann et al. (2016a), dass Bezugspersonen durchaus erkennen können, ob die traumatisierten und gewaltbelasteten Mädchen Unterstützung benötigen (S. 18). Deshalb kann angenommen werden, dass sie ein mögliches sexuelles Problemverhalten bei den Mädchen feststellen und einschätzen können, was wiederum die Durchführung von Interventionen ermöglicht.

Aufgrund des Jugendalters kann angenommen werden, dass die stärker gefährdeten Mädchen nebst ihrem undeutlichen Konzept von Grenzen weitere Fragen, Wissenslücken oder Unsicherheiten im Bezug zur Sexualität haben, welche auch weniger gefährdete Mädchen im Heim haben könnten. Durch Aufklärungsarbeit könnten grundsätzlich die Mädchen im Heim in ihrer sexuellen Selbstbestimmung, Grenzsetzung sowie im bewussten Sexualhandeln unterstützt werden. Es scheint somit hilfreich, individuelle sowie kollektive Informations- und Bildungsangebote bereitzustellen, wodurch die gefährdeten Mädchen auch von anderen Mädchen Verhaltensalternativen erlernen können, die sie in ihrer sexuellen Identität stärken und ihnen erlauben, sich bewusster gegenüber einer intimen Beziehungsperson zu positionieren. Dazu bestätigt Mantey (2020), dass zur Prävention von sexueller Gewalt sexuelle Bildungsprozesse anhand von sexualpädagogischen Gruppenangeboten oder im Rahmen von Einzelsettings initiiert werden sollten (S. 201). Letztes Ziel kann daraus gezogen werden:

Ziel 5: Bildungsangebote schaffen
--

Schlussfolgernd: Wenn den Mädchen weder ein vertrauensvoller Zugang geboten noch unterstützende Angebote aufgezeigt werden, kann davon ausgegangen werden, dass das Risiko für sexuelle Reviktimisierung bestehen bleibt oder steigt. Herausforderndes Verhalten könnte zunehmen, wodurch die Sozialpädagog*innen an ihre Grenzen gelangen, was wiederum einen Einrichtungswechsel zur Folge haben könnte. Kaveman et al. (2016a) bestätigen, dass den Mädchen häufig Einrichtungswechsel widerfahren (S. 24). Folglich könnte ein erneuter Beziehungsabbruch erfolgen, der die Mädchen in ihrem "schlechten" Wesen bestätigen und den Vertrauens- und Beziehungsaufbau in der Zukunft weiter erschweren könnte, und möglicherweise auch die Reduktion von sexueller Reviktimisierung zunehmend schwieriger gestaltet.

4.4 Fazit

Zusammenfassend konnten fünf Zielsetzungen ausgemacht werden, die sich am sozialpädagogischen Handlungsauftrag orientieren und deren Bearbeitung sich im Rahmen des Heimkontexts legitimieren lässt. Sie zielen auf die Schaffung von Stabilität, Vertrauen, positiven Beziehungserfahrungen, einem offenen Klima bezüglich Sexualität, Bildungsangeboten und der Möglichkeit, (unverarbeitete) Gefühle konstruktiv zu verarbeiten. Dabei wurden Herausforderungen, mit denen die Sozialpädagog*innen konfrontiert werden und die die entwicklungsfördernden Erziehungs- und Bildungsangebote erschweren könnten, berücksichtigt. Durch diese Berücksichtigung wird ein umfassender Blick auf die Unterstützung der Mädchen möglich, der ihre Chancen für eine gelingende Förderung erhöht. Im nachstehenden Kapitel werden Handlungsempfehlungen zu den Zielsetzungen präsentiert.

5 Handlungsempfehlungen zur Reduktion von sexueller Reviktimisierung

Die folgenden Handlungsempfehlungen orientieren sich an den erarbeiteten Zielen und zeigen Ansätze auf, die Sozialpädagog*innen zur Stärkung der Mädchen gegen sexuelle Reviktimisierung nutzen können. Dabei wird kein Anspruch auf Vollständigkeit erhoben, es sollen lediglich Handlungsansätze für die Prävention im Heimalltag gegen sexuelle Reviktimisierung geboten werden.

5.1 Pädagogik des sicheren Ortes

Wie im Kap. 3.5 ersichtlich, erschüttern sexuelle Gewalterfahrungen – insbesondere jene, die in der Kindheit durch nahestehende Bezugspersonen erfolgt sind – nachhaltig das Sicherheitsgefühl in sich selbst und in die Umwelt. Die Mädchen haben deshalb wenig Vertrauen in ihr Umfeld und lassen nur zögerlich Unterstützung zu. Daher ist das erste Ziel: Vertrauen und Stabilität schaffen. Martin Kühn (2006) erklärt, dass zuerst Zuversicht bei den Betroffenen entfacht werden muss, damit Vertrauen geschaffen werden kann, wobei die Herstellung von Sicherheit als Basis dient (S. 9). Um auf das erste Ziel hinzuwirken, wird vorgeschlagen, einen "sicheren Ort" nach Kühn zu schaffen: Der sichere Ort ist elementar in der Traumapädagogik, weil dadurch Sicherheit vermittelt wird, wodurch die Jugendlichen mit der Zeit ihre destruktiven Überlebensstrategien ablegen und Alternativen aufbauen können (Marc Schmid, 2013, S. 47). Um Sicherheit zu schaffen, genügt der Fokus auf die Ebene zwischen Jugendlichen und Professionellen nicht (Martin Kühn, 2013, S. 32). Martin Kühn entwickelte deshalb die "Pädagogik des sicheren Ortes" (Weiss, 2021, S. 299), die die pädagogische Triade und den geschützten Dialog umfasst (siehe Abbildung 3).

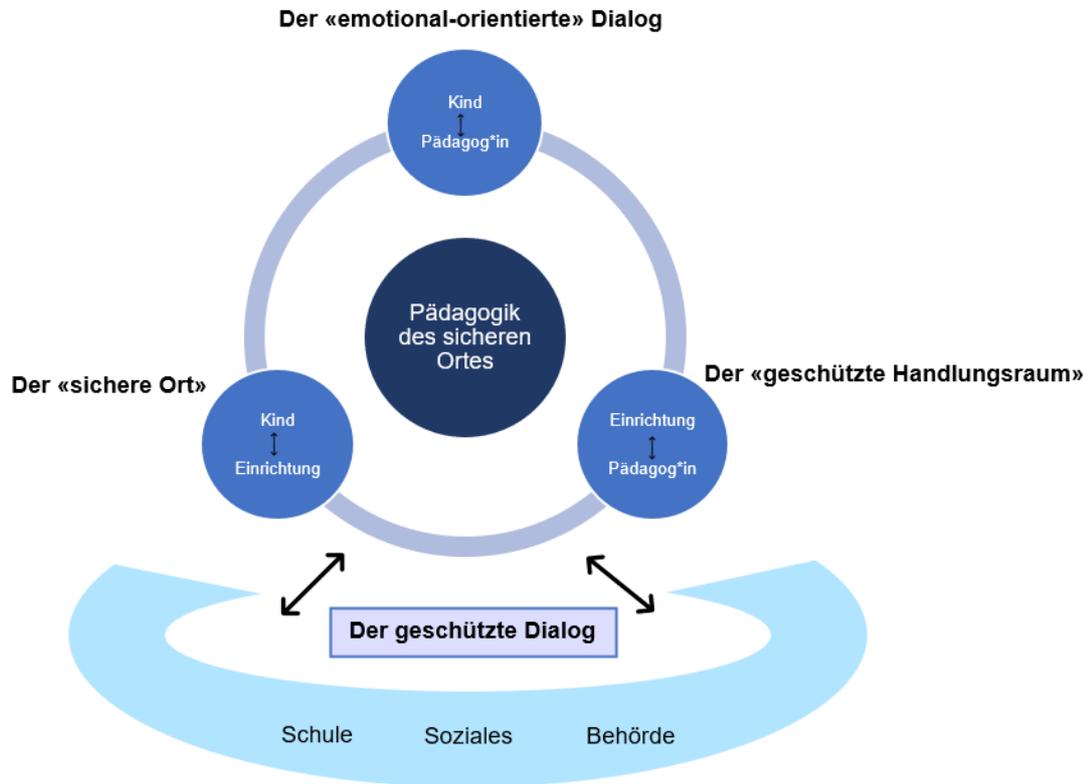


Abbildung 3: Pädagogik des sicheren Ortes (stark modifiziert nach Martin Kühn, 2011, S. 154)

5.1.1 Der “sichere Ort”: Ebene Kind und Einrichtung

Sexuelle Gewalt durch nahe Bindungs- oder Bezugspersonen zu erleben und nichts ausrichten zu können, kann eine Ohnmacht hervorrufen, die wiederum den Verlust des Vertrauens in die äussere Welt als sicheren Ort bedeuten und das innere Sicherheitsgefühl zerstören kann. Nach Kühn (2013) muss zur Wiedererlangung des “inneren sicheren Ortes” zunächst ein “äusserer sicherer Ort” anhand eines verlässlichen und einschätzbaren Lebensraums geschaffen werden (S. 33). Einrichtungen wie das Heim werden jedoch nicht per se als sicherer Ort empfunden, denn bereits die Konfrontation mit ungewohnten Regeln, Strukturen und Abläufen können die Jugendlichen verunsichern (Kühn, 2011, S. 153-154). Nach Corinna Scherwath und Sibylle Friedrich (2016) kann bereits eine ordentliche Einrichtungsatmosphäre Wohlbefinden und Geborgenheit vermitteln. Freundlich wirkende und fürsorglich behandelte Räume ohne demoliertes Mobiliar sind unerlässlich. Die Wahrung eines gewaltfreien Klimas, Rückzugsmöglichkeiten, sichere Hinterlegung von persönlichen Gegenständen und die Achtung der Privatsphäre müssen gegeben sein (S. 79-81). Zusätzlich müssen nebst der Berücksichtigung der individuellen Bedürfnisse die Strukturen und Regeln verlässlich und transpa-

rent sein (S. 76-77). Ferner könnte es sinnvoll sein, partizipativ Mädchenräume zu gestalten, private Einzelzimmer oder eine private Nutzung von Heimräumen zu gewährleisten, um Rückzugsorte zu bieten.

5.1.2 Der “emotional orientierte Dialog”: Ebene Kind und Sozialpädagog*in

Laut Kühn (2013) sind positive emotionale Beziehungserfahrungen eine unumgängliche Voraussetzung für traumatisierte Kinder und Jugendliche, damit sie ausserhalb ihrer erlernten Überlebensstrategien handeln lernen. So sind rationale kognitive Appelle an ihr Verhalten oft nicht wirkungsvoll, da ihnen meist ein bewusster Gedächtniszugang verwehrt ist. Durch eine sensible, rücksichtvolle und geduldige Begleitung können traumatisierte Kinder und Jugendliche jedoch eine neue, gemeinsame Beziehungssprache aufbauen. Die gemeinsame Sprache ermöglicht die Veränderung der bisherigen zwischenmenschlichen Kommunikation, wodurch sie einen vertrauensvollen Zugang zu sich selbst und den gegenwärtigen Mitmenschen entwickeln können. Anhand stabiler Beziehungsangebote und der sensiblen Begleitung können traumatisierte Kinder und Jugendliche schliesslich neue Beziehungserfahrungen erleben (S. 33-34). Dadurch scheint Vertrauen sowie auch Sicherheit aufgebaut werden zu können.

5.1.3 Der “geschützte Handlungsraum”: Ebene Sozialpädagog*innen und Einrichtung

Nach Kühn (2013) kann die Entwicklungsbegleitung von Kindern und Jugendlichen langwierig und belastend für Sozialpädagog*innen sein. Die Sicherheit und der Schutz von Sozialpädagog*innen sind wichtig, um nicht sich selbst oder die Klientel zu überfordern oder unbedachte physische oder psychische Verletzungen herbeizuführen. Schützende Entwicklungsräume für Kinder und Jugendliche erfordern auch einen geschützten Handlungsraum für Sozialpädagog*innen (S. 34). Ihre Handlungsfähigkeit sowie die Selbstwirksamkeit müssen deshalb institutionell geschützt und gefördert werden (Andrea Kärcher, Monika Lindlacher, Reiner Romer & Wolfram Schneider-Arnoldi, 2012, S. 232; Kühn, 2013, S. 34). Nach Kärcher et al. (2012) muss die Einrichtung deshalb verbindlich und transparent sein. Eine fehlerfreundliche Atmosphäre, die eine offene Reflexion des pädagogischen Alltags zulässt, und Reflexionsgefässe wie Supervisionen oder Teamsitzungen müssen gewährleistet werden. Entscheidungen, die die Mitarbeitenden betreffen, sollten partizipativ angegangen und ihre Zuständigkeit klar definiert werden. Gemeinsam entwickelte Handlungsleitlinien geben Handlungssicherheit in pädagogischen Alltags- oder Krisensituationen (S. 232). Folglich trägt die Heimleitung eine Mitverantwortung zur Gestaltung des sicheren Ortes (Kühn, 2013, S. 34).

5.1.4 Der geschützte Dialog

Traumatisierte Jugendliche halten sich nach Kärcher et al. (2012) nebst dem Heim in weiteren Einrichtungen, wie beispielsweise der Schule, auf, denen sie ebenso unsicher oder misstrauisch begegnen können. Sie treffen auf Personen, die nichts über Traumata wissen, weshalb vielfach mit Unverständnis auf ihr Verhalten reagiert wird. Deshalb sollten Sozialpädagog*innen mit externen Einrichtungen in einen geschützten Dialog treten und in Absprache mit den Jugendlichen ihre Position vertreten. Zuvor sollte dafür mit den Jugendlichen eine Problemdefinition erarbeitet werden, die die Sozialpädagog*innen den Externen mit Fachwissen erklären. Dies trägt zu ihrem Verständnis sowie der Deutung ihres auffälligen Verhaltens bei. Zusätzlich sollte mit den Jugendlichen ein persönliches Anforderungsprofil erstellt werden, das sich an ihren aktuellen Fähigkeiten orientiert. Dadurch können Aufgaben in den externen Einrichtungen bestimmt werden, die die Jugendlichen erfolgreich bewältigen können, und somit weiteren Kompetenzaufbau unterstützen. So werden durch den geschützten Dialog auch sichere Orte ausserhalb des Heims geschaffen (S. 232-233).

Es liegt nahe, dass die Pädagogik des sicheren Ortes zur Vertrauensbildung und Stabilität der Mädchen (Ziel 1) verhilft, wodurch die Sozialpädagog*innen zunehmend Zugang zu ihnen aufbauen können. Dadurch ebnet sich die Chance, dass die Mädchen neue Beziehungserfahrungen (Ziel 2) machen können und auch ausserhalb der Einrichtung zunehmend positive Erfahrungen sammeln. Eine Herausforderung, die sich dem Ziel 2 entgegenstellt, ist allerdings das rebellische Verhalten, das die Mädchen an den Tag legen können: Es scheint schwierig, unter solchen Umständen kontinuierlich und geduldig Beziehungsangebote zu bieten. Dieser Problematik soll daher im nächsten Kapitel mit dem "Konzept des guten Grundes" ein Lösungsansatz geboten werden.

5.2 Konzept des guten Grundes

Nach Scherwath und Friedrich (2016) geraten oftmals die auffallenden Verhaltenssymptome der Jugendlichen mehr in den Fokus der pädagogischen Arbeit als das dahinterliegende innere Leid, weshalb sich Hilfepläne oft an den Abbau der destruktiven Verhaltenssymptome richten. Ohne ein Sinnverstehen für das Verhalten sind die Pläne jedoch zum Scheitern verurteilt. Die Folge kann sein, dass den Jugendlichen unterstellt wird, dass sie sich verweigern oder nicht richtig mitarbeiten (S. 64). Es scheint klar, dass diese Sichtweise die sozialpädagogische Arbeit zusätzlich belastet. Nach Scherwath und Friedrich (2016) sollte jedoch ein verstehensorientierter anstelle eines verhaltensorientierten Zugangs genutzt werden (S. 65). Das Verständnis für die Problematik der Jugendlichen kann dann zu individuell angepassten Handlungsansätzen führen (S. 64). Ferner bleibt die Würdigung und Wertschätzung ihres auffälligen Verhaltens bestehen, was zu Reflexion und alternativem Verhalten ermutigt (Birgit Lang et al., 2011, S. 5). Es liegt nahe, dass ein verstehensorientierter Zugang die Geduld der Sozialpädagog*innen fördert, wodurch kontinuierliche Beziehungsangebote leichter fallen könnten, und weiterhin Vertrauen und Stabilität geschaffen wird.

Als richtungsweisend für einen verstehenden Zugang hat sich das Denkmodell des "Konzepts des guten Grundes" in der Praxis erwiesen (Scherwath & Friedrich, 2016, S. 67). Das Konzept gründet auf der Prämisse, dass grundsätzlich kein Verhalten destruktiv motiviert ist, sondern aus dem inneren System einer Person Sinn ergibt. Nachfolgende Leitsätze des Konzepts können die Sozialpädagog*innen zu diesem Verstehen führen (ebd.):

Der erste Leitsatz ist nach Scherwath & Friedrich (2016), dass sich Menschen immer aus ihrem Bedürfnis heraus verhalten. Auffälligkeiten werden nicht als Störung, sondern vielmehr als besondere Bedürfnisse wahrgenommen, zumal Traumatisierte oft mangelnde Fürsorge und Schutz ihrer Grundbedürfnisse erlitten haben (S. 67), was auch im Kap. 3.5 bezogen auf den sexuellen Missbrauch deutlich wurde. Die Frage von Scherwath und Friedrich (2016) lautet dabei: "Welche Grundbedürfnisse, die aktuell nicht befriedigt werden oder biografisch mangelhaft versorgt wurden, kommen in der wahrgenommenen Symptomatik zum Ausdruck?" (S. 67). Aus diesem Zugang können Handlungsziele erfolgen, die die aufkommenden Mangelenerlebnisse stillen (ebd.).

Ein weiterer Leitsatz des Konzepts ist der, dass sich hinter jedem Verhalten eine positive Absicht verbirgt (S. 68). Die Wahrnehmung wird von negativen Aspekten weggeleitet hin zum inneren Ziel der Person. Die Kernfrage von Scherwath und Friedrich (2016) lautet dabei: "Was versucht jemand mit diesem Verhalten für sich zu erreichen

oder sicherzustellen?“ (S. 68). Durch sinnhaftes Einordnen des Verhaltens kann gemeinsam ein anderer Weg für das gleiche Ziel gefunden werden. Denn Verhaltensänderungen können erfolgen, wenn Alternativen geboten werden und das bisherige Verhalten gewürdigt wird (S. 68-69). Dennoch bedeutet die Würdigung positiver Absicht nach Martin Baierl (2016a) nicht, dass schädliches Verhalten schöngeredet wird. Es geht darum, den guten Grund für die Motivation und die positive Absicht des Verhaltens herauszufinden und anzuerkennen. Denn Jugendliche nehmen zur Erreichung ihres inneren Ziels teilweise negative Konsequenzen in Kauf. Diesbezüglich kann der Grund ihres inneren Ziels gutgeheissen werden (beispielsweise Selbstwirksamkeit erfahren), wobei die Umsetzung nicht befürwortet werden muss. Bietet sich jedoch Unterstützung für ihre innere Zielerreichung an, wandeln sich die Sozialpädagog*innen zu ernstzunehmenden Kooperationspartner*innen (S. 49-50).

Letztlich ist nach Scherwath und Friedrich (2016) noch traumaspezifisches Symptomverstehen erwähnenswert. Die obigen Leitsätze können grundsätzlich hilfreich sein, um auch traumaunabhängiges Verhalten zu verstehen. Für ein differenziertes Symptomverstehen bei Traumatisierten scheint jedoch traumaspezifisches Wissen hilfreich (S. 70). Lutz Besser (2008) bietet dazu folgende Frage: “Was von der präsentierten Symptomatik könnte fragmentarischer Teil oder kompensatorische Reaktion eines traumatischen Ereignisses sein?“ (zit. in Scherwath & Friedrich, 2016, S. 70). Gegenwärtige Symptome werden dadurch in Zusammenhang gebracht, wodurch Betroffene Rückschlüsse auf ihr Verhalten ziehen und es somit besser annehmen können (Scherwath & Friedrich, 2016, S. 70). Es liegt nahe, dass logische Rückschlüsse auch zur Entlastung der Sozialpädagog*innen führen, und dies ihre Ausdauer und Geduld fördert.

Schlussfolgernd fördert das Konzept des guten Grundes das Verständnis für das Verhalten der Mädchen, wodurch Geduld für kontinuierliche Beziehungsangebote gefördert werden kann und somit eine Basis für neue Beziehungserfahrungen geschaffen wird. Zudem scheint traumaspezifisches Wissen bei den sexuell traumatisierten Mädchen unerlässlich. Traumapädagogik ist eine junge Disziplin (Wilma Weiss, 2013, S. 32), und in der pädagogischen Ausbildung werden traumaspezifische Grundkenntnisse unzureichend vermittelt, weshalb Sozialpädagog*innen Fort- und Weiterbildungen vornehmen sollten (Weiss, 2021, S. 298). Es scheint notwendig, spezifisch Module zur Traumapädagogik in sozialpädagogischen Erstausbildungen zu etablieren. Ferner scheint es sinnvoll, wenn sich Sozialpädagog*innen der eigenen Erwartungen an Beziehungen bewusst werden. Es liegt nahe, dass bestimmte Erwartungen, wie Beziehungen geführt oder gestaltet werden sollen, durch die Mädchen nicht erfüllt werden. Dadurch könnten Irritationen bei den Sozialpädagog*innen entstehen, die den kontinu-

ierlichen Beziehungsangeboten entgegenstehen. Sozialpädagogische Arbeitsbeziehungen müssen daher von privaten Beziehungserfahrungen differenziert betrachtet werden. Hierzu nützt eine stetige und bewusste sozialpädagogische Rollenklärung. Nachdem Ansätze für das Schaffen von Vertrauen, Stabilität und nachhaltigen Beziehungsangeboten aufgezeigt werden konnten, soll der Fokus auf die Entwicklung neuer und positiver Beziehungserfahrungen (Ziel 2) gelegt werden. Das Konzept der Feinfühligkeit gilt in der Bindungstheorie als entscheidender Ansatz zu Bindungsentwicklungen (Scherwath & Friedrich, 2016, S. 90) und wird deshalb herangezogen.

5.3 Konzept der Feinfühligkeit

Nach Thomas Lang (2013) mussten Kinder und Jugendliche mit traumatischer Bindungserfahrung erleben, dass auf ihre Bindungsbedürfnisse nicht feinfühlig reagiert wurde. Bestimmte Bindungserwartungen speicherten sich indes in ihrem inneren Arbeitsmodell ab, die in der Interaktion mit neuen Beziehungspersonen zum Vorschein treten (S. 192). Die Bindungspädagogik berücksichtigt dabei die früheren Bindungserfahrungen in der Beziehungsgestaltung (S. 187). Dazu schreibt Brisch (2013), dass die bindungsorientierte Pädagogik mit Hilfe von Wiederholung und Kontinuität neue Beziehungserfahrungen fördert, wodurch sich schleichend ein neues inneres Arbeitsmodell von Bindung entwickelt (S. 163). Im Folgenden wird auf die einzelnen Aspekte des Konzepts der Feinfühligkeit eingegangen. Schliesslich können die Sozialpädagog*innen unter Berücksichtigung dieser Aspekte positive Beziehungserfahrungen für die Mädchen eröffnen, die ihr inneres Arbeitsmodell positiv beeinflussen.

5.3.1 Feinfühligkeit

Feinfühlige Interaktion bedeutet nach Scherwath und Friedrich (2013), dass das Verhalten des Gegenübers aufmerksam wahrgenommen und entsprechend dessen Signalen richtig verstanden wird. Die anschliessende Unterstützung sollte altersangemessen und sofort erfolgen, denn besonders Frühtraumatisierte befinden sich meist immer noch auf einer frühen Ebene der Bedürfnisbefriedigung, weshalb ihre Frustrationstoleranz niedrig ist. Von den Sozialpädagog*innen ist deshalb eine hohe Empathie- und Mitschwingungsfähigkeit gefordert (S. 91). Es ist anzunehmen, dass das Wissen um die Biografie des Mädchens zur Förderung der feinfühlig Interaktion beitragen kann. Deshalb sollte die biografische Anamnese explizit in die pädagogische Gegenwart einbezogen werden.

5.3.2 Präsenz

Damit die notwendige Aufmerksamkeit für die Feinfühligkeit erfolgt, muss nach Scherwath und Friedrich (2013) eine innere und äussere Präsenz der Sozialpädagog*innen vorhanden sein. Traumatisierte haben oftmals einen erhöhten Bedarf an Präsenz, was auf die Phase der Objekt-Konstanz-Entwicklung im ersten Lebensjahr zurückgeführt werden kann. Objektkonstanz bezeichnet das anhaltende Gefühl der Sicherheit, ausgelöst vom Wissen, dass eine Person, auch wenn sie nicht anwesend ist, weiterhin existiert (S. 92). Es liegt nahe, dass die missbrauchende Bindungsperson derart chaotisch und unberechenbar war, dass das Kind diese Sicherheit nicht aufbauen konnte, wodurch die Mädchen gegenwärtig ein hohes Bedürfnis nach Präsenz haben könnten. Scherwath und Friedrich (2016) schreiben, dass sich durch Erreichbarkeit, Anwesenheit sowie Aufmerksamkeit und Zuwendung der Sozialpädagog*innen das Gefühl von Präsenz einstellen kann (S. 92-93). Anwesenheit und Erreichbarkeit der Sozialpädagog*innen als äussere Präsenz ist jedoch unwirksam, wenn keine innere Präsenz im Sinne von achtsamer Wahrnehmung und Zuwendung vorhanden ist (S. 93).

Zur Gewährleistung innerer sowie äusserer Präsenz ist es sicherlich dienlich, wenn Sozialpädagog*innen aktiv Angebote für gemeinsame Aktivitäten machen und Gespräche anbieten. Für die Gespräche sollte sich zudem Zeit genommen werden und, falls möglich, sollten sie in einem geschützten und ruhigen Setting stattfinden, um deren Wichtigkeit zu unterstreichen. Hilfreich könnte auch sein, dass innerhalb des Heims die Dienstpläne für alle Jugendliche zugänglich sind, und Sozialpädagog*innen mündlich ihrem Bezugsmädchen mitteilen, wann sie wieder im Dienst sind. Bei Abwesenheit der sozialpädagogischen Bezugsperson könnte dem Mädchen ein persönlicher Gegenstand von dieser abgegeben werden, wodurch deren Präsenz trotz Abwesenheit signalisiert werden würde.

5.3.3 Sprachliche Resonanz

Feinfühlige Intervention zeigt sich auch dadurch, dass die inneren Vorgänge, Gefühle sowie Erlebnisse des Gegenübers verbal ausgedrückt werden können (Scherwath & Friedrich, 2016, S. 94). Traumatische Erlebnisse können Sprachlosigkeit und Schwierigkeiten bei der Verortung der erlebten Gefühle auslösen, wobei die Versprachlichung durch Sozialpädagog*innen ihnen eine "greifbare" Form ermöglicht. Emphatisches Mitschwingen auf das innere Erleben wirkt sich schliesslich beruhigend auf das innere System des Gegenübers aus und bewirkt somit eine Festigung der Bindungserlebnisse und eine Stabilisierung der Persönlichkeit (ebd.).

5.3.4 Unterstützung bei der Stressregulation

Nach Scherwath & Friedrich (2016) können verunsichernde Situationen Stress auslösen, wodurch das Bindungssystem eines Menschen aktiviert wird. Wenn der Mensch in der Vergangenheit die Erfahrung machte, dass eine Bindungsperson mit feinfühligem Resonanz auf die Belastungen reagierte und zur Beruhigung verhalf, konnte dieser mit der Zeit eine höhere Stresstoleranz aufbauen. Aufgrund dessen sind einige Menschen stresstoleranter und können sich bestenfalls selbst gut beruhigen. Die Erfahrung, beruhigt worden zu sein, prägt somit parallel die Befähigung zur eigenen Stressregulation und Impulskontrolle (S. 95).

Nach Kap. 3.5 können selbst Beziehungssituationen mit geringem Stress bei traumatisierten Mädchen zu heftigen emotionalen Reaktionen führen. Nach Scherwath & Friedrich (2016) kommt den Sozialpädagog*innen die Aufgabe zu, die Beruhigung ihrer Klientel zu übernehmen, wodurch zusätzlich Bindungssicherheit aufgebaut werden kann. Ein hohes Mass an eigenen Selbstregulationsstrategien ist für die Sozialpädagog*innen jedoch zwingend, damit sie sich und ihre Klientel unterstützen können (S. 96). Es liegt nahe, dass die Sozialpädagog*innen als Vorbild dafür fungieren könnten, wie mit Situationen umgegangen werden kann. Zur Anregung könnten somit Selbsthilfestrategien der Sozialpädagog*innen mit dem Mädchen diskutiert werden und gemeinsam eine Liste erarbeitet werden, die Aktivitäten, Gegenstände oder Weiteres beschreiben, die das Mädchen zur Beruhigung ausprobieren kann. Schliesslich könnten die erfolgreichsten Methoden auf einem Zettel zum Beispiel im Portemonnaie des Mädchens verstaut werden, um in schwierigen Situationen hervorgeholt und zur aktiven Stütze genutzt werden zu können. Denkbar wäre auch, eine Art "Notfallkiste" mit hilfreichen Gegenständen zusammenzustellen, die das Mädchen im Zimmer hat und jederzeit bei einer aufkommenden Krise frühzeitig herbeiziehen kann.

5.3.5 Körperkontakt

Nach Scherwath & Friedrich (2016) genügt verbale Resonanz nicht immer, um Stressregulation und Beruhigung herbeizuführen. Berührungen und trostspendende Worte können zusätzlich zur Beruhigung verhelfen. Jedoch muss feinfühlig auf die Grenzen des Gegenübers geachtet werden (S. 96-97). Bei sexuell traumatisierten Mädchen scheinen Berührungen jedoch äusserst kritisch, denn dadurch könnte allenfalls eine Retraumatisierung ausgelöst werden. Es scheint sinnvoll, das Mädchen bereits gut zu kennen und grundsätzlich Berührungen mit dem Mädchen zu thematisieren, um situationsadäquat reagieren zu können.

Mit dem Konzept der Feinfühligkeit konnte aufgezeigt werden, wie positive Beziehungserfahrungen geschaffen werden können. Im Folgenden wird auf das dritte Ziel eingegangen und erklärt, wie die Mädchen darin unterstützt werden können, mit ihren unverarbeiteten Gefühlen umzugehen.

5.4 Pädagogik der Selbstbemächtigung

Wie bereits im Kap. 3.5 ersichtlich wurde, können enge Beziehungen bei den betroffenen Mädchen traumabedingte Gefühle und Erinnerungen auslösen, wobei die Regulation ebendieser den Mädchen Mühe bereiten kann. Es liegt nahe, dass ein Verständnis darüber, weshalb und wieso diese Gefühle entstehen, zu deren Regulation beitragen kann. Dadurch können die Gefühle in intimen Beziehungen durch die Mädchen verbalisiert werden, wodurch Konfliktsituationen, die zu sexueller Reviktimisierung führen könnten, entschärft werden.

Die Pädagogik der Selbstbemächtigung, die ein wichtiger Bestandteil der Traumapädagogik ist, scheint dazu nützlich zu sein. Sie zielt auf eine Rückeroberung des Selbst an, wobei die gewünschte Selbstbemächtigung im Selbstverstehen sowie in der Selbstregulation gründet (Weiss, 2021, S. 138). Demnach bietet das Konzept förderliche Ansätze, wie die Mädchen mit ihren unverarbeiteten Gefühlen umgehen lernen. Weiss (2021) erklärt zudem, dass Selbstbemächtigung zur persönlichen Stabilität und einem positiven Selbstbild verhilft. Wobei sie anmerkt, dass sich ein negatives Selbstkonzept in der Lebensgestaltung behindernd auswirkt, solange die Auslöser dazu nicht verstanden wurden (S. 140). Das negative Selbstbild der Mädchen wurde im Kap. 3.5 ersichtlich, wobei anzunehmen ist, dass dieses Selbstbild dazu beiträgt, dass sexuelle Gewalt in intimen Beziehungen ausgehalten wird. Bei der Unterstützung zur Selbstbemächtigung müssen nach Weiss (2021) zuerst das Selbstverstehen, dann die Selbstwahrnehmung und schliesslich die Selbstregulation gefördert werden. Wenn schliesslich die traumabedingten Gefühle verstanden und reguliert werden können, entsteht für die Betroffenen mehr soziale Teilhabe, da sie sich besser in soziales Gefüge integrieren können (S. 140). Dabei ist anzunehmen, dass sich ihre Beziehungsfähigkeit in intimen Beziehungen ebenso verbessert. Im Folgenden werden deshalb Methoden vorgestellt, die man bei den Mädchen anwenden könnte, um deren Selbstverstehen, Selbstwahrnehmen sowie Selbstregulation zu fördern.

5.4.1 Selbstverstehen: Weil-Frage

Das Kap. 4.3 zeigte auf, dass die Mädchen teilweise misstrauisches und distanzierendes Verhalten gegenüber den Sozialpädagog*innen zeigen. Die Weil-Frage zielt nach Weiss (2021) nun darauf ab, das gegenwärtige Verhalten als Reaktion auf früher Erlebtes zu verstehen. Dies eröffnet Jugendlichen die Erkennung eigener Selbstfürsorge sowie die Erkenntnis, dass ihr Verhalten aufgrund ihrer bisherigen Erfahrungen einem sinnvollen Grund dient. Dadurch wird das aktuelle Verhalten als normale Reaktion auf eine erfahrene abnorme Situation begreiflich gemacht (S. 141-142). Als Beispiel könnte das Verhalten eines Mädchens von Sozialpädagog*innen wie folgt kommentiert werden: "Du benötigst bestimmt sicheren Abstand zu mir, weil du dich gegen Verletzungen schützen möchtest?" Bestenfalls ziehen die Mädchen anhand der Erkenntnisse durch die gestellten Weil-Fragen Rückschlüsse auf ihr Verhalten in intimen Beziehungen. Andernfalls könnten die Sozialpädagog*innen in geschützten Gesprächen zu sexuellen Themen eine passende Weil-Frage aufbringen.

5.4.2 Selbstwahrnehmung: Körperwahrnehmung stärken

Jugendliche mit herausfordernden Lebensumständen in der Kindheit waren nach Weiss (2021) derart damit beschäftigt, die Befindlichkeit der schädigenden Erwachsenen wahrzunehmen, dass die eigene Selbstwahrnehmung nicht entwickelt werden konnte. Für eine gelingende Selbstregulation ist es jedoch notwendig, dass die Jugendlichen sich eine differenzierte Selbstwahrnehmung aneignen, damit sie sich in stressauslösenden Situationen kontrollieren können (S. 148). Es ist anzunehmen, dass die im Kap. 5.3 beschriebene "sprachliche Resonanz" bereits dazu beiträgt, dass sich die Mädchen ihren Gefühlen in bestimmten Situationen bewusster werden. Die mit den Gefühlen einhergehenden körperlichen Empfindungen könnten jedoch die Selbstwahrnehmung zusätzlich stärken. Weiss (2021) bestätigt, dass Gefühle Spannungen im Körper erzeugen und die körperlichen Signale, wie beispielsweise Zittern oder Herzrasen, Hinweise für grossen Stress sind (S. 149). Die Körperempfindungen agieren dabei als Frühwarnsystem und treten in Erscheinung, bevor sich Gefühle einstellen (Wilma Weiss, 2016, S. 295). Die Erkennung der körpereigenen Signale kann schliesslich zur frühzeitigen Reaktion verhelfen, bevor es zu einem Ausraster oder Ähnlichem kommt (S. 295). Somit liegt nahe, dass die Mädchen durch die Erkennung ihrer Körpersignale bei stressauslösenden Situationen in (intimen) Beziehungen frühzeitig reagieren könnten, wodurch sie sich selbst gegen sexuelle Reviktimisierung schützen könnten.

Demzufolge könnte mit dem Mädchen innerhalb eines Einzelgesprächs Körpersignale zu bestimmten Gefühlen aufgearbeitet und diskutiert werden. Beispielsweise könnte ein Heft gestaltet werden, indem anhand von Collagen aus Zeitschriften oder selbstgemachten Zeichnungen die jeweiligen Gefühle mit Körpersignalen unterlegt werden. Zusätzlich könnte es hilfreich sein, das Heft jeweils nach stresserzeugten Situationen nachzuführen. Es ist anzunehmen, dass die Körpersignale dann präsenter sind und deshalb direkt in Verbindung mit den ausgelösten Gefühlen gebracht werden können. Die stresserzeugte Situation könnte zusätzlich im Heft reflektiert und festgehalten werden, wodurch das Mädchen gegebenenfalls unterschiedliche Körpersignale in verschiedenen Situationen erkennen kann. Dazu vermerkt Weiss (2021), dass die Unterscheidung von Gefühlen und Körperempfindungen für die Selbstwahrnehmung wichtig ist (S. 150). Indes liegt nahe, dass die schriftliche und gemeinsame Reflexion von positiven und negativen Situationen die Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Gefühlen und Körperempfindungen zulässt. Darüber hinaus könnten die Mädchen zu körperbewusstem Sport, wie beispielsweise Tanzen oder Yoga, motiviert werden, wodurch sie ihren Körper zusätzlich spüren und erkunden können.

5.4.3 Selbstkontrolle: Triggeranalyse

Nach Weiss (2016) müssen zur erfolgreichen Selbstregulation die Auslöser für die Gefühle ausfindig gemacht werden (S. 296). Katharina Vogel & Wilma Weiss (2018) beschreiben Trigger als Sinnesreize, die aus verschiedenen Sinneseindrücken, wie Tönen, Düften oder Bildern, entstehen können und alte, negative Erinnerungen wecken (S. 78). Martin Baierl (2016b) ergänzt, dass Trigger blitzschnell starke Gefühle auslösen können und mit einem Kontrollverlust sowie impulsiven Reaktionen einhergehen (S. 91). Es scheint ersichtlich, dass zum Selbstschutz der Jugendlichen ihre Trigger identifiziert werden sollten. Mit den nachstehenden Fragen, erklärt Weiss (2016), können die Sozialpädagog*innen bei der Suche nach Triggern helfen:

- Wann geht dein Stresspegel noch oben?
- Wo steht das Stressniveau dann?
- Wie macht sich dieser Stress in deinem Körper bemerkbar?

Dazu verweist sie auf das Stressbarometer von Lukas Picard (siehe Abbildung 4), das bei der Einschätzung des Stressniveaus und der einhergehenden Reaktionsweisen bei unterschiedlichem Stresspegel unterstützt (S. 296).



Abbildung 4: Stressbarometer (Lukas Picard 2013; zit. in Weiss, 2016, S. 296)

Schlussfolgernd kann angenommen werden, dass ein Trigger ein niedriges Stresslevel auslösen kann, während ein anderer Trigger die Mädchen in grosse Not versetzen kann. Die Einschätzung des Stressniveaus scheint zusätzlich sinnvoll, damit die Sozialpädagog*innen mit dem jeweiligen Mädchen ausmachen können, wo sie sich aktive Intervention seitens der Sozialpädagog*innen wünschen, ohne dass eine Grenzüberschreitung oder eine Bevormundung stattfindet, die das Vertrauen schädigen könnte.

Zusätzlich könnte für die Identifikation von Triggern gemeinsam eine "Trigger-Landschaft" gestaltet werden. Beispielsweise könnte auf einem grossen Plakat der Stresspegel schön gestaltet werden, indem man darauf dann jeweils die identifizierten Trigger kennzeichnet. Es ist anzunehmen, dass nicht gleich zu Anfang viele Trigger identifiziert werden können, weshalb das Plakat über eine längere Zeit geführt werden sollte. Nach Weiss (2016) sollten schliesslich zu den identifizierten Triggern beruhigende Regulationsstrategien entwickelt werden. Die Frage, was sich bereits bei bestimmten Triggern als nützlich erwies, könnte ein Anhaltspunkt bei der Suche sein (S. S. 296-297). Im Abschnitt "Unterstützung bei der Stressregulation" wurde bereits eine mögliche Vorgehensweise zur Findung von Stressstrategien aufgezeigt. Darüber hinaus kann angenommen werden, dass zur "Trigger-Landschaft" eine komplementäre "Beruhigungs-Landschaft" gestaltet werden könnte. Diese könnte das Mädchen dann im Zimmer aufhängen, um sich die beruhigenden Strategien zu vergegenwärtigen. In den nachfolgenden Kapiteln geht es nun um den Umgang mit den sexuellen Themen.

5.5 Offenes und vertrauensvolles Klima bezüglich Sexualität im Heim und den Betreuungsbeziehungen fördern

Es liegt nahe, dass wenn eine Vertrauensbasis und eine stabile Beziehung mit den Mädchen entwickelt werden konnten, der kommunikative Zugang zu sexuellen Themen leichter fallen könnte. Es scheint somit sinnvoll, zuerst das Beziehungsverhältnis zu fokussieren und zu einem späteren Zeitpunkt die Sexualität zu thematisieren, sofern es die eingeschätzte Gefährdungslage zulässt.

Wie im Kap. 4.3 aufgezeigt, kann das Sprechen über Sexualität auf beiden Seiten schwierig sein, und die strikte Ausführung institutioneller Regeln kann zu Verheimlichung führen. Deshalb muss ein offenes und vertrauensvolles Klima bezüglich sexueller Themen gefördert werden (Ziel 4). Dies sollte im Heim sowie in der pädagogischen Beziehung zu den Mädchen geschaffen werden, wodurch das Sprechen über sexuelle Thematiken gefördert und sexualpädagogische Unterstützung möglich wird. Die nachstehenden Ansätze können dazu verhelfen, dass dies gelingt.

5.5.1 Aus- und Weiterbildungen in Sexualpädagogik

Nach Uwe Sielert (2013) ist die Sexualpädagogik eine Teildisziplin der Pädagogik. Auf wissenschaftlicher Basis werden dabei die sexuelle Sozialisation sowie die erzieherische Einflussnahme auf die Sexualität von Menschen erforscht und reflektiert. In der Praxis zeigt sie sich in Form von sexueller Bildung und Sexualerziehung. Mit sexueller Bildung sind lernförderliche Initiierungen gemeint, die eine altersunabhängige, befriedigende und sozialverträgliche Selbstformung der sexuellen Identität einer Person unterstützen. Die Sexualerziehung kann unterteilt werden in Sexualaufklärung, in der Fakten und Zusammenhänge zu jeglichen Sexualthemen vermittelt werden, und in sexualpädagogische Beratung, in der Gruppen oder Einzelpersonen in Krisen durch konfliktlösende Gespräche unterstützt werden (S. 41).

Sielert (2013) schreibt, dass Sexualpädagogik kaum in die sozialpädagogische Erstausbildung integriert ist (S. 52). Mario Müller (2017) unterstreicht in Bezugnahme auf den Heimkontext, dass die Sozialpädagog*innen meist über keine oder minimale sexualpädagogische Kenntnisse verfügen (S. 221). Unsicherheiten und Hemmungen der Sozialpädagog*innen könnten somit auch aus fehlendem Handlungswissen resultieren. Darüber hinaus schreibt Mantey (2020), dass Sexualpädagogik gewaltpräventiv wirkt, weil sie die Auseinandersetzung mit Sexualität, ihren Tabus und Grenzen fördert, sowie die Jugendlichen in der Umsetzung von Grenzen stärkt und das Ansprechen erleichtert (S. 14-15). Gerade in Bezug auf die gefährdeten Mädchen im Heim scheint

es deshalb umso dringlicher, dass Aus- und Weiterbildungen getätigt und sexualpädagogische Module in der Erstausbildung an Fach- und Hochschulen expliziter Bestandteil sind.

Beispielsweise lernen Studierende des Diplomlehrgangs in Sexualpädagogik des Instituts für Sexualpädagogik und Sexualtherapie Uster (ISP) (ohne Datum) im sexualpädagogischen Bereich sowohl Sach-, Selbst-, als auch Kommunikations- und Interaktionskompetenzen (S. 6). Die Aneignung von sexuellem Fachwissen, Methodenkompetenz, Sprachfähigkeit zu sexuellen Themen sowie die Selbstreflexion zur eigenen Sexualität sind nebst weiteren Aspekten wichtige Bestandteile der Ausbildung (S. 7-8). Es liegt nahe, dass diese Bandbreite an Bildungsaspekten die Entwicklung von pädagogischer und persönlicher Handlungs- und Selbstsicherheit der Sozialpädagog*innen im Umgang mit den sexuellen Themen der Mädchen fördert. Der bewusste Erwerb von sexueller Sprachfähigkeit könnte beim Ansprechen helfen, wobei sexuelles Faktenwissen die pädagogische Kompetenz im Gespräch unterstreicht. Die Ausstrahlung von Kompetenz könnte den Mädchen Sicherheit vermitteln, wodurch sie sich aufgehoben fühlen und somit Vertrauen in die Unterstützung der Sozialpädagog*innen fassen. So könnten sie auch angeregt werden, auf diese zurückzugreifen. Darüber hinaus kann die sexuelle Selbstreflexion den Sozialpädagog*innen Klarheit verschaffen, worüber sie mit dem Mädchen sprechen können oder wollen. Dadurch werden ihnen die Grenzen und der Spielraum, in dem sie zur Stabilität und Sicherheit in der Praxis beitragen können, sichtbar.

Ferner ist anzunehmen, dass wegen Personalmangel nicht alle Sozialpädagog*innen eine Aus- oder Weiterbildung absolvieren können oder wollen. Diejenigen, die eine Weiterbildung absolvieren, können jedoch innerhalb von Teamsitzungen ihr Wissen weitergeben und bei spezifischen Problemen Handlungsalternativen aus der Ausbildung präsentieren. Durch die gemeinsame Auseinandersetzung mit Sexualität bricht man schliesslich die Tabuisierung, wodurch ein offenes Klima im Heim geschaffen wird.

5.5.2 Partizipation an institutionellen Regeln

Im Kap. 4.3 wurde aufgezeigt, dass strikte institutionelle Regeln von Seiten der Mädchen zur Verheimlichung führen können, und in der Folge der pädagogische Zugang entfallen kann. Nach Mantey (2015) muss sexualpädagogische Begleitung der sexuellen Selbstbestimmung der Jugendlichen entgegenkommen, erst dadurch können sie Unterstützung annehmen. Dennoch gehören Regeln, Normen sowie Kontrollen zur Heimerziehung, wobei zu klären ist, ob diese zwingend und zielführend sind (S. 78).

Müller (2017) schreibt, dass Einrichtungen ein sexualpädagogisches Konzept benötigen, das durch Sozialpädagog*innen erarbeitet und gemeinsam mit den Jugendlichen vervollständigt wird (S. 216). Ein beteiligungsorientiertes Gespräch auf Augenhöhe schafft schliesslich ein angstfreies Klima sowie einen sicheren Ort für die Jugendlichen (Mechthild Wolff und Sabine Hartig, 2013, S. 37). Schliesslich könnte die Partizipation der Mädchen im Diskurs über Sexualität im Heim zu einem offenen und vertrauensvollen Klima beitragen, wodurch der Tendenz zur Verheimlichung entgegengewirkt und ein sexualpädagogischer Zugang ermöglicht werden kann.

Zur Realisierung von Partizipation führt Remi Stork (2007) aus, dass die Sozialpädagog*innen zuerst die Bereiche festlegen müssen, die sie vollständig bestimmen, wobei den Jugendlichen ein Veto- oder ein Informationsrecht zuteil wird. Dazu muss geklärt werden, worüber die Jugendlichen vollständig selbst entscheiden können, und wo die Sozialpädagog*innen dennoch ein Veto- oder Informationsrecht haben. Des Weiteren kann es Bereiche geben, die im gemeinsamen Konsens ausgestaltet werden können (zit. in Müller, 2017, S. 216). Müller (2017) erklärt die folgenden Bereiche als klärungsrelevant:

- Wissensvermittlung und Sicherstellung von Verstehen zu Körper und Körperfunktionen vor allem in der Vorbereitung auf pubertätsbedingte Veränderungen
- Sexualität und Sprache
- Intimität und Rückzugsmöglichkeiten
- Körper- und Intimhygiene
- Umgang mit sexuellen Handlungen wie Selbstbefriedigung, Sex mit anderen
- Pornografie und Pornokonsum
- Verhütung, Schutz vor sexuell übertragbaren Krankheiten
- Diskriminierung und Grenzverletzungen
- Vernetzung mit sexualpädagogischen Fachkräften und Fachinstitutionen. (S. 216)

Es liegt nahe, dass das Team und die Leitungskraft gemeinsam die Bereiche festlegen sollten, und danach eine vorangekündigte Gruppenversammlung stattfinden könnte. In gemischtgeschlechtlichen Institutionen könnte es allenfalls sinnvoll sein, geschlechterspezifische Gruppen zu erstellen, um einen offenen Austausch zu fördern. Geschlechterunabhängige Abmachungen könnten im Nachhinein nochmals im Kollektiv aufgegriffen werden. Für die Verbindlichkeit wäre es nützlich, die Regeln schriftlich festzuhalten und für alle zugänglich zu machen. Mit der Zeit sollten sie jedoch überarbeitet und an-

gepasst werden, denn gerade Neueintritte könnten die Dynamik im Heim verändern. Ferner könnten zuerst die Mädchen die Dazukommenden über die Regelungen informieren, womit allenfalls ein sanfter und weniger schambehafteter Einstieg in sexuelle Thematiken gelingen könnte.

Jedoch ist anzunehmen, dass gerade bei Mädchen, die ein aktives Sexualleben führen, individuelle Absprachen notwendig sind. Dies könnte nach dem gleichen Ablauf wie oben beschrieben in einem Einzelsetting erfolgen. Um vertrauensschädliche Grenzverletzungen zu verhindern, sollten die Sozialpädagog*innen ein Gespräch ankündigen, die Wahl des Zeitpunkts für ein so intimes Gespräch jedoch den Jugendlichen überlassen (Dominik Mantey, 2019, S. 125). Zur Behandlung des fünften Ziels soll nun beleuchtet werden, wie wirkungsvolle Bildungsangebote geschaffen und vermittelt werden können.

5.6 Bildungsangebote schaffen

Zur Reduktion von sexueller Reviktimisierung wurde im Kap. 4.3 erklärt, dass die Mädchen von Gruppen- sowie Einzelangeboten profitieren können. Folglich wird auf ein sexualpädagogisches Gruppenangebot, das auf einem bereits entwickelten Workshop basiert, eingegangen. Ferner wird ein Einzelangebot präsentiert, das die Mädchen in ihrer Grenzsetzung fördert.

5.6.1 Gruppenangebote

Im Kap. 2.3 wurde auf die PRÄVIK-Studie verwiesen, in der man sich auf Reviktimisierung bei sexuell missbrauchten Mädchen im Heim fokussierte. Die Erkenntnisse aus der PRÄVIK-Studie flossen schliesslich in ihren sexualpädagogischen Gruppenworkshop "Ich sag was ich will" ein (Kavemann et al., 2016a, S. 5). Dieser Workshop ist spezifisch für Mädchen konzipiert, die in ihrer Vorgeschichte sexuellen Missbrauch erfahren haben (S. 36), und zielt auf die Prävention von sexueller Reviktimisierung ab (S. 5). Da die vorliegende Arbeit ebenso das Risiko für sexuelle Reviktimisierung bei Mädchen im Heim reduzieren möchte, scheint es sinnvoll, die Methoden des Workshops vorzustellen.

Ziel des Workshops ist es, die Mädchen zur Verbesserung ihrer sexuellen Selbstbestimmung sowie in der Wahrnehmung und Durchsetzung von Grenzen zu befähigen (Kavemann et al., 2016a, S. 40). Ferner soll die Sexualität als Aspekt der eigenen Identität in all ihren positiven und sinnlichen Elementen kennengelernt werden, indem auf alle Fragen, Träume und Wünsche der Mädchen eingegangen wird (S. 40). Die Zielstellung des Workshops scheint nützlich, da ebenso im Kap. 3.6 festgestellt wurde,

dass die Mädchen Schwierigkeiten haben, Grenzen zu setzen, und oft im Kontext gefühlter Verpflichtung anstatt aufgrund ihrer Lust auf Sexualität eingehen und diese von Intimität abspalten. Ferner wird der Workshop als eine Veranstaltung präsentiert, die durch externe Expertinnen durchgeführt werden soll (Kavemann et al., 2016a, S. 38). Das Team besteht bestenfalls aus einer Sexual- und einer Sozialpädagogin aus der stationären Jugendhilfe (S. 36). Demnach kommt den Sozialpädagog*innen aus dem Heim die Aufgabe zu, ihren Bezugsmädchen den Zutritt für derartige Gruppenveranstaltungen zu ermöglichen.

Weitere Voraussetzungen zum Workshop sind im Anhang A nachzulesen. Im Weiteren wird nun auf vier Methoden (siehe Tabellen 4-7) des Workshops eingegangen, die in den nachfolgenden Tabellen dargestellt sind.

Gedankenstürme	
Methode	In der Gruppe werden zwei Gedankenstürme zu Liebe, Freundschaft und Sexualität sowie zur weiblichen Rolle durchgeführt. Alles, was den Mädchen zu den Begriffen einfällt, wird von der Workshopleiterin auf einem Plakat festgehalten. Anschliessend werden die Stichworte im Plenum besprochen. Die Mädchen drücken ihre Gefühle und Erfahrungen zum genannten Stichwort aus, woraufhin diese mit den Erfahrungen der anderen Mädchen verglichen werden.
Ziel	Eine reflexive Auseinandersetzung mit persönlichen Begriffs- und Situationsbewertungen wird ermöglicht. Begriffe können neu bewertet und eingeordnet werden. Ferner wird die Kommunikationsfähigkeit gestärkt, und Gewaltsituationen können erkannt und reflektiert werden.

Tabelle 4: Gedankenstürme (eigene Darstellung auf der Basis von Kavemann et al., 2016a, S. 43)

Rollenspiele	
Methode	Situationen, beispielsweise aus Diskotheken, werden durch die Mädchen nachgespielt, wobei die Workshopleiterin bei geeigneten Szenen ein Stopp setzt. Die Mädchen, die beobachten, sollen im Anschluss die Szene nach ihrer Empfindung kommentieren, Beobachtungen wiedergeben und Verhaltensalternativen aufzeigen. Anbei sollen die Darstellerinnen ihre Empfindungen und Gefühle während der Szene beschreiben.
Ziel	Verhaltensstrategien werden geübt und Handlungsstrategien anderer Mädchen beobachtet. Anregung zu alternativen Handlungsstrategien bestehen, wodurch persönliche Strategien gewandelt und Selbstwirksamkeit erkannt wird.

Tabelle 5: Rollenspiele (eigene Darstellung auf der Basis von Kavemann et al., 2016a, S. 44)

Kreativarbeit	
Durchführung	In Einzelarbeit gestalten die Mädchen frei Texte, Bilder oder Skulpturen zu den Themen Liebe, Partnerschaft und Sexualität. Die Werke spiegeln ihre persönlichen Entwürfe zu den Themen wider, in denen Wünsche oder Belastendes bearbeitet werden. Anschliessend werden ihre Werke im Plenum vorgestellt, wobei sich das Mädchen dazu positioniert.
Ziel	Die gestalterische Arbeit sowie die Reflexion unterstützen die Auseinandersetzung und Verarbeitung. Die gestalterische Beschäftigung löst Spannungen, und Gedanken kann frei nachgegangen werden.

Tabelle 6: Kreativarbeit (eigene Darstellung auf der Basis von Kavemann et al., 2016a, S. 42)

Körperwissen und Entwicklung	
Methode	Die Workshopleiterinnen vermitteln und ergänzen im Plenum Wissen zum eigenen Körper, Pubertät, Verhütung, Menstruationszyklus, Beziehungs- und Familiengestaltung, Schwangerschaft sowie zu Geschlechtskrankheiten. Ferner findet ein Austausch über den Druck und die Erwartungen zu Körperidealen statt. Fragen werden beantwortet, Mythen aufgedeckt und Peer-to-Peer-Beratungen zugelassen. Falls die Thematik Intimität nicht durch die Mädchen eingebracht wird, liegt es an den Leiterinnen, diese einzubringen. Die Workshopleiterin beobachtet die Übung aufmerksam, um bei Bedarf Mädchen im Einzelgespräch aufzufangen oder ihnen die Möglichkeit zum Ausstieg zu geben.
Ziel	Biologische Körpervorgänge sowie der Sinn von Verhütungsmitteln und deren Anwendung, Risiken und Wirkungen sind den Mädchen bekannt. Ferner wissen sie, dass sie selbst über ihre Sexualität entscheiden und „Nein“ sagen dürfen. Die Selbstannahme des eigenen Körpers wird durch den Austausch über Körperideale gestärkt.

Tabelle 7: Körperwissen und Entwicklung (eigene Darstellung auf der Basis von Kaveman et al., 2016, S. 43)

Nach Kavemann et al. (2016a) unterstützt ein sexualpädagogischer Gruppenworkshop folgende Aspekte: Sexuell missbrauchte Mädchen können Wissensdefizite und falsche Informationen über Sexualität korrigieren und somit erfahren, was in Ordnung ist und was nicht – denn Täter*innen können sexuelle Gewalt als legitim und normal verklären. Sexueller Missbrauch widerfährt nicht allen, weshalb einige Mädchen das Gefühl entwickeln können, „nicht normal“ zu sein. In der Gruppe mit gleichsam Betroffenen kann das Gefühl bearbeitet werden und stärkende Selbsthilfe-Dynamiken können entstehen. Weil der Workshop durch Externe geführt wird, haben die Mädchen die Gelegenheit, Fragen anzubringen, die sie den Sozialpädagog*in im Heim möglicherweise nicht stellen wollen. Über den gemeinsamen Austausch mit anderen Mädchen, die ebenso sexuellen Missbrauch erlitten haben, kann erfahren werden, wie andere darüber sprechen und denken. Schliesslich können Vergleiche mit anderen entstehen, die die eigenen Positionen klären oder verändern (S. 28-29).

Derartige Workshops sind jedoch nicht Alltag, sondern müssen durch die Sozialpädagog*innen eines Heims speziell initiiert werden. Gleichwohl muss betont werden, dass – trotz eines intensiven Workshops, der die Mädchen in ihrer Sexualität stärkt – die Sozialpädagog*innen des Heims nicht von der Pflicht befreit sind, auch im Alltag aktiv an sexuellen Herausforderungen mit den Mädchen zu arbeiten. Es kann angenommen werden, dass durch den Workshop Themen zutage kommen, die die Mädchen belasten oder denen sie weiter nachgehen möchten, wodurch die Sozialpädagog*innen die Chance erhalten, ihnen Unterstützung zu bieten. Ein Workshop könnte somit als initiale Intervention dienen, um nachfolgend sexuelle Themen mit dem einzelnen Mädchen in der sozialpädagogischen Bezugspersonenarbeit anzugehen. Ein Einzelangebot, das im Einzelsetting genutzt werden könnte, um ebensolche Themen abzuhandeln, folgt nachstehend.

5.6.2 Einzelangebote

Durch die Literaturrecherche wurde ersichtlich, dass sexualpädagogische Methoden meist für das Gruppensetting gestaltet sind. Um die Mädchen jedoch auch im Einzelfall gegen sexuelle Reviktimisierung stärken zu können, könnten Gruppenmethoden auch auf das Einzelsetting modifiziert werden. Gerade weil sexualpädagogische Einzelmethoden wenig vorhanden zu sein scheinen, könnte es sinnvoll sein, die Ausgestaltung eines Einzelangebots im interdisziplinären Kontext des Heims zu erarbeiten, wodurch deren Ressourcen genutzt werden können.

Bevor jedoch sexualpädagogische Einzelmethoden mit einem Mädchen ausprobiert werden, scheint es sinnvoll, vorab gemeinsam zu schauen, ob das Mädchen überhaupt bestimmte sexuelle Themen als persönliches Problem betrachtet und ob es dieses mit Sozialpädagog*innen des Heims angehen möchte. Ansonsten könnte sein Mitwirkungswille fehlen und seine Grenze überschritten werden. Da nun die betroffenen Mädchen Mühe haben, Grenzen zu setzen, könnte die nachfolgende Methode (siehe Tabelle 8), die von der Autorenschaft für das Einzelsetting modifiziert wurde, ein hilfreiches Beispiel sein. Die originale Gruppenmethode ist im Anhang B vorzufinden.

JA-NEIN	
Methode	Der oder die Sozialpädagog*in und das Mädchen stellen sich auf die gegenüberliegenden Seiten eines Raumes und einigen sich darauf, wer konstant „Ja“ und wer „Nein“ sagt. Dann bewegen sich beide langsam aufeinander zu, während sie ihr Wort entweder flüstern, brüllen oder schreien und mit der jeweiligen Körperbewegung unterstreichen. Anschliessend werden die Wörter gewechselt und die Übung wiederholt. Darauf folgt ein auswertendes Gespräch zu den Fragen: Was habe ich an mir festgestellt und was konnte ich beim Gegenüber beobachten? Welches Wort war leichter auszusprechen? Welche Empfindungen oder Situationen sind während der Übung aufgetaucht?
Ziel	Den Äusserungen „Ja“ und „Nein“ können mit Lautstärke, Mimik und Gestik Ausdruck verliehen werden. Das Gefühl der Festlegung auf ein Wort wird bewusst.

Tabelle 8: JA-NEIN Methode (stark modifiziert nach dem Bayerischen Jugendring (BJR), 2006, S. 64)

Die JA-NEIN-Methode könnte auch in den Alltag integriert werden, sofern vereinbart würde, dass der oder die Sozialpädagog*in sowie das Mädchen bei Ablehnung oder Bejahung in einer gemeinsamen Situation ihre Äusserungen bewusst ausdrucksstark unterstreichen. Das Gegenüber kann zusätzlich darauf aufmerksam machen, wenn die nonverbale Kommunikation zu wenig hervortritt.

5.7 Fazit

Zusammenfassend konnten unterschiedliche Methoden und Konzepte eruiert werden, die die Mädchen gegen sexuelle Reviktimisierung stärken können. Diesbezüglich wurde auf die Pädagogik des sicheren Ortes eingegangen, die der Herstellung von Vertrauen und Stabilität dient. Das Konzept des guten Grundes ermöglicht den Sozialpädagog*innen, kontinuierliche Beziehungsangebote anzubieten, während das Konzept der Feinfühligkeit Hilfestellungen für die Ausgestaltung von positiven Beziehungserfahrungen gibt. Des Weiteren wird anhand der Methoden (Weil-Frage, Körperwahrnehmung stärken und Triggeranalyse) vom Konzept der Selbstbemächtigung das Einordnen von und das Umgehen mit unverarbeiteten Gefühlen erlernt. Aus- und Weiterbildung in Sexualpädagogik sowie die partizipative Regelbeteiligung an sexuellen Themen fördern schliesslich ein vertrauensvolles und offenes Sprechen über Sexualität im gesamten Heim. Letzten Endes wird durch die Methoden des sexualpädagogischen Gruppenworkshops zugänglich, wie die Mädchen voneinander profitieren können, und dass Gruppenangebote auch auf das Einzelsetting modifiziert werden können.

6 Schlussfolgerung

Zu Beginn werden in diesem abschliessenden Kapitel die Teilfragestellungen zusammenfassend beantwortet. Darauf folgt ein berufsrelevantes Fazit für die sozialpädagogische Praxis, das auf den gewonnenen Erkenntnissen dieser Arbeit basiert. Den Abschluss bildet ein Ausblick, der weiterführende Themen für zukünftige Bachelorarbeiten aufzeigt.

6.1 Beantwortung der Fragestellungen

Die gesamte Arbeit richtete sich nach folgender Hauptfragestellung aus: **Wie können Sozialpädagog*innen im Alltag des stationären Heimkontexts das Risiko einer sexuellen Reviktimisierung bei jugendlichen Bewohnerinnen, die sexuellen Missbrauch in der Kindheit erlebt haben, reduzieren?** Dazu wurden vier Teilfragestellungen herausgearbeitet, die zur Beantwortung der Hauptfragestellung führen. Folgend werden die Teilfragestellungen ausführlich beantwortet.

Wie zeigt sich sexuelle Reviktimisierung im Kontext der stationären Jugendhilfe?

Im zweiten Kapitel dieser Arbeit wird das Phänomen der sexuellen Reviktimisierung beschrieben und es wird erläutert, warum auf sexuelle Gewalterfahrungen im Kindheits- und Jugendalter eingegangen werden müsste. Es wurde dabei deutlich, dass sexueller Missbrauch an Kindern meist durch das enge Familienumfeld stattfindet, Jugendliche jedoch vermehrt sexuelle Gewalt durch etwa Gleichaltrige erleben. Zum Schutz der Kinder und Jugendlichen werden einige im Heim untergebracht. Insbesondere diese Heimbewohner*innen tragen ein grosses Risiko für sexuelle Reviktimisierung, da sie bereits als Kind sexuellen Missbrauch erfahren haben und oft auch weitere Formen von Missbrauch erdulden mussten, was das Risiko für sexuelle Reviktimisierung signifikant erhöht. Im Heim sind vor allem jugendliche Mädchen von sexueller Gewalt betroffen. Die Übergriffe erfolgen dabei meist durch etwa gleichaltrige, männliche Heimbewohner oder aussenstehende männliche Jugendliche im Rahmen von intimen Beziehungen. Es wurde deutlich, dass die sexuelle Gewalt häufig im Zuhause der Betroffenen oder in der Wohnung der Täter*innen verübt wird. Heimbewohner*innen gaben ebenso das Heim als Tatort an. In Anbetracht des grösseren Aktionsradius im Jugendalter wurde erörtert, dass Heimbewohner*innen ebenso sexuelle Gewalt in der Wohnung der Täter*innen und in auswärtigen öffentlichen Einrichtungen und Plätzen erleben.

Im Kap. 3 wurde ersichtlich, dass sexuell missbrauchte Mädchen einen ängstlich-vermeidendem Bindungsstil sowie ein undeutliches Konzept von Grenzen bezüglich Sexualität entwickeln können und deshalb tendenziell eher dazu neigen, ein auffälliges Bindungs- und Sexualitätsverhalten zu zeigen. Dadurch weisen sie ein höheres Risikopotenzial auf, eine sexuelle Reviktimisierung zu erleben. Das Verhalten der Mädchen kann sich in intimen Beziehungen in einem grossen Bedürfnis nach Nähe zeigen, das mit sexuellem Verhalten zu befriedigen versucht wird. Durch tatsächliche Nähe und Intimität werden jedoch mit dem Trauma des sexuellen Missbrauchs verbundene Erinnerungen und Gefühle aktiviert, wodurch die Beziehungen stark belastet und abgebrochen werden. Zudem führt das undeutliche Konzept von Grenzen dazu, dass sexuelle Grenzüberschreitungen nicht erkannt oder abgewehrt werden. Die Mädchen finden sich deshalb eher in Beziehungen wieder, die ein erhöhtes Gewaltpotenzial aufweisen, sie haben eine hohe Partner*innenfluktuation, führen übersexualisierte Beziehungen ohne Bewusstsein für die eigenen Grenzen und zeigen sexuelles Risikoverhalten sowie einen übermässigen Substanzkonsum, wobei Sex unter Drogeneinfluss stattfindet.

Weiterhin wird in Kap. 4.3 ersichtlich, dass Mädchen mit einer traumatisierten Bindungserfahrung grundsätzlich ein misstrauisches und ablehnendes Verhalten gegenüber dem Heim und den Sozialpädagog*innen zeigen können. Viele der potentiell risikogefährdeten Mädchen werden als rebellisch und distanziert gegenüber Sozialpädagog*innen beschrieben. Durch die Traumatisierung in der Kindheit können im Heimalltag zusätzlich mit dem Trauma verbundene Erinnerungen und Emotionen reaktiviert werden, die die Interaktion belasten und Unterstützungsleistungen gegen sexuelle Reviktimisierung massiv erschweren können.

Wie lässt sich sexuelle Reviktimisierung in intimen Beziehungen zwischen Gleichaltrigen erklären?

Da die Mädchen in der Kindheit sexuellen Missbrauch vermehrt durch nahe Bezugspersonen erfahren, und dies Auswirkungen auf Bindung und Sexualität hat, wurde der Fokus für die Erklärung der sexuellen Reviktimisierung auf das Bindungs- und Sexualverhalten gerichtet. Dieser Fokus wurde innerhalb des ökologischen Modells von Grauerholz (2000) verortet. Dabei wurde deutlich, dass sexuelle Reviktimisierung nicht nur anhand des sexuellen Missbrauchs erklärt werden kann, sondern dass gesellschaftliche und kulturelle Faktoren das Risiko für sexuelle Reviktimisierung mitprägen. Das Modell der traumatogenen Dynamiken nach Finkelhor und Browne (1985) wurde zur Erörterung der Folgen sexuellen Missbrauchs herangezogen. Die Dynamiken des Verrats und der traumatischen Sexualisierung wurden mit Erkenntnissen aus der Bin-

dungstheorie verknüpft: Die Dynamik "Verrat" hängt dabei eng mit Bindungstrauma und daraus entstandener Bindungsdesorganisation zusammen. Aus Letzterer kann in späteren Jahren dann ein ängstlich-vermeidender Bindungsstil resultieren. Zu den Folgen der Dynamik der "traumatischen Sexualisierung" gehört, dass die Mädchen Bindungsbedürfnisse durch sexuelles Verhalten zu befriedigen versuchen, was in späteren Beziehungen zu einer Übersexualisierung und einem undeutlichen Konzept von Grenzen führt. Es wurde erkannt, dass die genannten Auswirkungen je nach Intensität und Verarbeitungsmöglichkeiten der Mädchen variieren können.

Da Mädchen im Jugendalter aufgrund pubertärer Veränderungen und den daraus entstehenden Entwicklungsaufgaben vermehrt sexuelle Beziehungen eingehen, besteht im Kontext des Heims die Wahrscheinlichkeit, dass diese Beziehungen mit Jungen eingegangen werden, die meist ebenfalls ein hohes Mass an Belastungen mitbringen. Innerhalb dieser Beziehungen sind die Mädchen aufgrund ihres undeutlichen Konzepts von Grenzen nicht in der Lage, ihre Bedürfnisse zu identifizieren, auszudrücken oder für sie einzustehen. Dazu kommt eine grosse Sehnsucht nach Nähe, gekoppelt mit einem tiefen Selbstwertgefühl sowie grossem Misstrauen gegenüber anderen Menschen. Das Bedürfnis nach Nähe wird mit sexuellem Verhalten zu befriedigen versucht, tatsächliche Nähe und Intimität konfrontieren die Mädchen jedoch wiederum mit traumatischen Erinnerungen, wodurch die Beziehungen stark belastet und schlussendlich abgebrochen werden. Aufgrund des oder der ebenfalls belasteten Partner*in und grundsätzlichen Unsicherheiten im Jugendalter hinsichtlich sexueller Beziehungen entsteht durch die Paardynamik ein erhöhtes Gewaltpotential. Gleichzeitig führen die kurzlebigen Beziehungen und die daraus resultierende hohe Partner*innenfluktuation zu einer erhöhten Wahrscheinlichkeit auf Partner*innen zu treffen, die sexuelle Grenzüberschreitungen begehen. Des Weiteren wird sexuelle Reviktimisierung durch Substanzkonsum begünstigt, der bei den betroffenen Mädchen vermehrt zutrifft. Der Konsum kann dabei die Fähigkeit reduzieren, Risikosituationen zu erkennen, sowie die Wahrnehmung der eigenen Grenzen oder diejenigen des Gegenübers beeinträchtigen, wodurch sexuelle Reviktimisierung begünstigt wird.

Welche Ziele ergeben sich für die sozialpädagogische Arbeit mit den betroffenen jugendlichen Mädchen?

Um zu umsetzbaren Zielen zu gelangen, wurden zuerst der Heimauftrag, der Handlungsauftrag der Sozialpädagogik sowie die Herausforderungen, mit denen die Sozialpädagog*innen im Kontakt mit den Mädchen konfrontiert sein könnten, herausgearbeitet. Daraus konnten folgende fünf Ziele für die sozialpädagogische Arbeit formuliert werden:

1. Stabilität und Vertrauen schaffen
2. Neue Beziehungserfahrungen ermöglichen
3. Unverarbeitete Gefühle einordnen und einen konstruktiven Umgang mit ihnen erlernen
4. Offenes und vertrauensvolles Klima bezüglich Sexualität fördern
5. Bildungsangebote schaffen

Das erste Ziel resultiert aus der Erkenntnis, dass die Mädchen aufgrund ihrer früheren, negativen Beziehungserfahrungen misstrauisch und ablehnend gegenüber Unterstützungsangeboten von Sozialpädagog*innen reagieren. Dadurch sind stärkende Erziehungs- und Bildungsprozesse gegen sexuelle Reviktimisierung erschwert. Deshalb muss zuerst eine stabile und vertrauensvolle Beziehungsbasis zu den Mädchen hergestellt werden, damit sie zugänglich für stärkende Hilfeleistungen werden.

Das zweite Ziel ergibt sich durch das erworbene Wissen, dass die gefährdeten Mädchen womöglich ängstlich-vermeidende Bindungsstile vorweisen, und die dahinterliegenden Arbeitsmodelle nicht statisch sind, sondern sich durch kontinuierliche und positive Beziehungserfahrungen verändern lassen. Weil der ängstlich-vermeidende Bindungsstil das Reviktimisierungsrisiko erhöht, wird anhand von neuen Beziehungserfahrungen eine positive Veränderung ihres inneren Arbeitsmodells angestrebt, wodurch ihr Bindungsverhalten in sozialen Beziehungen positiv beeinflusst werden kann.

Die traumatische Bindung, die aus dem sexuellen Missbrauch resultiert, ist mit negativen Gefühlen und Erlebnissen verknüpft, die die Mädchen womöglich nicht verarbeiten konnten. Wenn diese nicht angegangen werden, können die unverarbeiteten Gefühle in gegenwärtigen Beziehungsinteraktionen situationsinadäquat hervortreten und beim Gegenüber zu emotionalen Verletzungen und Frustration führen. In intimen Beziehungen kann dadurch das Potential für (sexuell) gewalttätiges Handeln steigen. Daher **das dritte Ziel**, dass Sozialpädagog*innen die Mädchen darin unterstützen müssen, ihre

unverarbeiteten Gefühle einordnen zu können und einen konstruktiven Umgang mit ihnen erlernen.

Das vierte Ziel ergibt sich aus den Erkenntnissen, dass die Erforschung der eigenen Sexualität aufgrund der sexuellen Entwicklungsaufgabe im Jugendalter zentral ist. Gleichzeitig nimmt das Streben zur Eigenständigkeit zu, und Sexualität ist ein intimes Thema, das die Mädchen nicht zwingend mit den Sozialpädagog*innen besprechen möchten. Das Sprechen über Sexualität kann jedoch auch Sexualpädagog*innen schwerfallen, wodurch die Thematisierung gemieden werden könnte. Darüber hinaus können die Mädchen sexuelles Risikoverhalten aufweisen, das zu Konflikten innerhalb des Heims führen kann, was zur Folge hat, dass Verbote oder negative Konsequenzen gegen die Mädchen ausgesprochen werden. Dies wiederum fördert Verheimlichungsverhalten bei den Mädchen, wodurch eine unterstützende sozialpädagogische Begleitung verloren geht. Demzufolge gilt es in der Arbeit mit den Mädchen, die ein hohes Reviktimisierungspotenzial aufweisen, ein vertrauensvolles, offenes sowie akzeptierendes Klima gegenüber dem Thema Sexualität zu schaffen. Dies soll den Zugang zu ihnen ermöglichen und eine stabile Begleitung begünstigen.

Das fünfte Ziel kristallisierte sich aus der Erkenntnis, dass die Mädchen mit dem grössten Risiko für sexuelle Reviktimisierung ein undeutliches Konzept von Grenzen aufweisen, wodurch sie sich in intimen Beziehungen nicht abgrenzen können und deshalb individuelle Unterstützung benötigen. Aufgrund ihres Jugendalters wird darüber hinaus angenommen, dass sie weitere Fragen und Unsicherheiten zur Sexualität haben. Unsicherheiten können aber auch weniger gefährdete Mädchen im Heim aufweisen, wodurch kollektive Bildungsangebote zusätzlich initiiert werden sollten. Im Kollektiv können schliesslich Handlungsalternativen von anderen Mädchen übernommen werden. Da die Prävention von sexueller Gewalt durch Gruppenangebote oder im Rahmen eines Einzelsettings initiiert werden kann, scheint es relevant, Bildungsangebote im Einzel- sowie Gruppensetting für die Mädchen voranzutreiben.

Was scheint hilfreich, um die betroffenen Mädchen hinsichtlich der Themen Bindung und Sexualität zu stärken, um das Risiko für sexuelle Reviktimisierung zu reduzieren?

Die Handlungsempfehlungen resultieren aus den Zielen des vierten Kapitels. Dabei konnten auf diversen Ebenen Handlungsempfehlungen zur Stärkung der Bindungs- und Sexualitätsentwicklung für reviktimisierungsgefährdete Mädchen im Heim eruiert werden. In erster Linie ist es wichtig, bei den Mädchen ein Sicherheitsgefühl zu schaffen, um ihr Vertrauen für sozialpädagogische Unterstützung zu gewinnen. Dies kann beispielsweise durch die Einführung der "Pädagogik des sicheren Ortes" ermöglicht werden. Dabei wurde ersichtlich, dass auf institutioneller Ebene eine intakte, freundliche Einrichtung mit transparenten Regeln und Strukturen geschaffen werden muss. Rückzugsmöglichkeiten – zum Beispiel in Form von Mädchenräumen sowie Partizipationsmöglichkeiten in der Gestaltung des Heims – können den Mädchen Selbstwirksamkeit und Sicherheit in ihrer Umgebung vermitteln. Auf Personalebene müssen klare Zuständigkeiten sowie eine partizipative und fehlerfreundliche Arbeitsatmosphäre herrschen. Auf sozialpädagogischer Ebene sollten die Mädchen sensibel und rücksichtvoll begleitet werden sowie geduldig Beziehungsangebote erhalten. Des Weiteren unterstützt der geschützte Dialog die Schaffung weiterer sicherer Orte in externen Einrichtungen, in denen sich die Mädchen bewegen. Durch die Leitsätze des "Konzepts des guten Grundes" wird schliesslich das Verständnis für das herausfordernde Verhalten der Mädchen gefördert. Dadurch sind die Sozialpädagog*innen gegen Zurückweisungen oder verletzendes Verhalten besser gewappnet und können kontinuierlicher Beziehungsangebote machen. Wie positive und neue Beziehungserfahrungen für die Mädchen eröffnet werden können, wird durch das Konzept der Feinfühligkeit ersichtlich. Sozialpädagog*innen sollten physisch sowie mental im Heim präsent sein und aufmerksam das Verhalten der Mädchen beobachten, um situationsadäquat die Signale der Mädchen zu beantworten. Es scheint hilfreich, dazu die Biographie des Mädchens zu kennen und gemeinsame Aktivitäten vorzuschlagen. Empathisches Mitschwingen in Form einer Versprachlichung der unverarbeiteten Gefühle sowie die Beruhigung der Mädchen in stresserzeugenden Situationen bestärkt positive Beziehungserfahrungen. Die Weil-Frage unterstützt die Mädchen, ihr gegenwärtiges Verhalten im Bezug zu ihrer Vorgeschichte zu verstehen, um ihre Gefühle einordnen und regulieren zu lernen. Darüber hinaus müssen ihre Körpersignale in Verbindung mit ihren Gefühlen gebracht werden und deren Auslöser eruiert werden. Zusätzlich fördern Aus- und Weiterbildungen in Sexualpädagogik die Handlungs- und Kompetenzsicherheit der Sozialpädagog*innen, die wiederum das ganze Team im Umgang mit sexuellen Themen unterstützen können. Dies, sowie eine partizipative Regelbeteiligung der Mädchen

an sexuellen Thematiken im Heim, fördern schliesslich das Vertrauen und einen offenen Umgang mit Sexualität, wodurch der Verheimlichung entgegengewirkt werden kann. Durch den Austausch mit anderen betroffenen Mädchen in extern geführten Gruppenworkshops können Verhaltensalternativen zu problematischem Sexualverhalten erarbeitet, persönliche Positionen reflektiert, Erlebtes verarbeitet und Wissen zu Risiken erlangt werden. Hierbei gilt zu betonen, dass externe Angebote die Sozialpädagog*innen nicht aus der Pflicht nehmen, auch im Heimaltag umsetzbare Interventionen zur Unterstützung und Entwicklung der Bewohnerinnen auszuschöpfen. Ferner können modifizierte Einzelangebote auf die Mädchen zugeschnitten und in den Alltag integriert werden, wodurch sie individuell in ihrer Weiterentwicklung und Stärkung gegen eine sexuelle Reviktimisierung gefördert werden.

6.2 Berufsrelevantes Fazit

Jugendliche Mädchen, die im Heim leben und sexuellen Missbrauch in der Kindheit erlebt haben, tragen ein signifikant höheres Risiko für sexuelle Reviktimisierung. Sozialpädagog*innen sind verpflichtet, ihr Klientel zu schützen und zu fördern, weshalb sie sich dem Risiko der sexuellen Reviktimisierung widmen müssen. Dabei besteht die Gefahr, dass durch die missbrauchsbedingten, herausfordernden Verhaltensweisen der Mädchen die Problematik der sexuellen Reviktimisierung in den Hintergrund rückt. Deshalb sollte das Risiko im Heim bewusst gemacht und thematisiert werden. Zusätzlich besteht durch ihr herausforderndes Verhalten die Gefahr von Beziehungsabbrüchen und dem Abbruch des Heimaufenthalts, wodurch das Vertrauen der Mädchen verloren und die Risikoverminderung für sexuelle Reviktimisierung zusätzlich erschwert wird. Um Abbrüche zu verhindern, scheint es notwendig, dass sich Sozialpädagog*innen Wissen zur Problematik der Mädchen aneignen und sich weiterbilden, um ihnen die notwendige Unterstützung bieten zu können. Dabei wurde ersichtlich, dass nicht davon ausgegangen werden kann, dass Sozialpädagog*innen aus dem Heim über sexualpädagogische Kenntnisse verfügen und dass traumaspezifisches Wissen aufgrund der Vorgeschichte der Mädchen entscheidend für eine gelingende Unterstützung ist. Deshalb müssen Weiterbildungen in Trauma- sowie Sexualpädagogik absolviert werden. Auf Basis der Erkenntnis, dass sexuelle Reviktimisierung häufig durch andere Heimbewohner*innen verübt wird, sollte bei einem hohen Reviktimisierungspotential der sozialpädagogische Fokus auf Methoden und Angebote gelegt werden, die das Risiko minimieren, oder gegebenenfalls andere Unterbringungsalternativen in Betracht gezogen werden. Diesbezüglich sollten Sozialpädagog*innen vor Eintritt eines Mädchens die Gefährdungslage anhand ihrer Biografie, der Einweisungsbegründung und in Absprache ihrer bisherigen Betreuer*innen abklären. Weil die vorliegende Arbeit

Handlungsempfehlungen für die Sozialpädagog*innen anstrebte, lag der Fokus in der Beziehung zwischen den Mädchen und den Sozialpädagog*innen. Dabei ist wichtig zu betonen, dass die Risiken für sexuelle Reviktimisierung nicht einzig und allein durch den sexuellen Missbrauch in der Kindheit entstehen, und nicht lediglich an Aspekten der Mädchen angesetzt werden muss. Sowohl Umweltbedingungen, soziale und soziokulturelle Faktoren, als auch die Seite der Täter*innen tragen ebenso zum Risiko bei. Die Verantwortung zur Reduktion von sexueller Reviktimisierung sollte deshalb nicht nur den Sozialpädagog*innen aufgetragen werden. Eine interdisziplinäre Zusammenarbeit und der Austausch von Wissen scheinen zentral zu sein. Die Vernetzung mit psychologischer Betreuung sowie weiteren externen Expert*innen können schliesslich die Sozialpädagog*innen entlasten und wertvolle Unterstützung bieten. Ferner geschieht sexuelle Reviktimisierung bei jugendlichen Mädchen zwar mehrheitlich in intimen Beziehungen, es darf jedoch nicht ausser Acht gelassen werden, dass ebenso Fachkräfte und andere Personen sexuelle Gewalt ausüben können, weshalb Sozialpädagog*innen wachsam sein müssen und bei Verdacht Personen melden müssen.

6.3 Ausblick

Im Kap. 2 wurde deutlich, dass überwiegend männliche Tatpersonen sexuelle Gewalt ausüben. Es wäre spannend in einer zukünftigen Bachelorarbeit herauszufinden, wie das Risiko für sexuelle Reviktimisierung anhand der Arbeit mit Tätern oder potentiellen Tätern im Heimkontext reduziert werden könnte. Da Jungen sowie Mädchen von sexuellem Missbrauch betroffen sind, jedoch sexuelle Reviktimisierung vor allem Mädchen zu betreffen scheint, wäre es interessant zu erfahren, wie sich der sexuelle Missbrauch spezifisch bei Jungen auswirkt, und ob diese Jungen später eher zu Tätern werden. In der Arbeit wurde des Weiteren nicht auf die sozialen Folgen von sexuellem Missbrauch eingegangen. Wie im Kap. 3.4 kurz gezeigt, spielt die Dynamik der Stigmatisierung auch eine Rolle bezüglich des Risikos einer sexuellen Reviktimisierung. Eine zukünftige Arbeit könnte darauf eingehen, wie im Heim Stigmatisierung angegangen werden kann, um das Risiko für sexuelle Reviktimisierung zu reduzieren.

Abschliessend muss betont werden, dass die Untersuchung von sexueller Reviktimisierung ein weites Feld von Forschungsmöglichkeiten eröffnet und aufgrund des Umfangs und deren Komplexität Bachelorarbeiten lediglich Einzelaspekte betrachten sollten. Daraus entsteht jedoch die Chance, die Einzelaspekte genauer zu beleuchten.

7 Literaturverzeichnis

- Allroggen, Marc, Rau, Thea, Ohlert, Jeannine & Fegert, Jörg M. (2017). Lifetime prevalence and incidence of sexual victimization of adolescents in institutional care. *Child Abuse & Neglect*, 66 (1), 23-30. Gefunden unter <https://sci-hub.se/https://doi.org/10.1016/j.chiabu.2017.02.015>
- Augsburger, Mareike & Maercker, Andreas (2020). *Posttraumatische Belastungsstörungen. PTBS und KPTBS: Ein Leitfaden für die Diagnostik und Behandlung*. Stuttgart: W. Kohlhammer.
- AvenirSocial (2010). *Berufskodex Soziale Arbeit Schweiz. Ein Argumentarium für die Praxis der Professionellen*. Bern: Autor.
- Bartholomew, Kim & Horowitz, Leonard M. (1991). Attachment Styles Among Young Adults: A Test of a Four-Category Model. *American Psychological Association*, 61 (2), 226-244. Gefunden unter <https://sci-hub.se/10.1037/0022-3514.61.2.226>
- Baierl, Martin (2016a). Liebe allein genügt nicht, doch ohne Liebe genügt nichts: Werte und Haltung in der Traumapädagogik. In Martin Baierl & Kurt Frey (Hg.), *Praxishandbuch Traumapädagogik. Lebensfreude, Sicherheit und Geborgenheit für Kinder und Jugendliche* (3. Aufl., S. 47 – 55). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. ISBN 978-3-525-40245-0.
- Bange, Dirk (2002). Definitionen und Begriffe. In Dirk Bange & Wilhelm Körner (Hrsg.), *Handwörterbuch. Sexueller Missbrauch* (S. 47–52). Göttingen: Hogrefe-Verlag.
- Baierl, Martin (2016b). Dir werde ich helfen: Konkrete Techniken und Methoden der Traumapädagogik. In Martin Baierl & Kurt Frey (Hg.), *Praxishandbuch Traumapädagogik. Lebensfreude, Sicherheit und Geborgenheit für Kinder und Jugendliche* (3. Aufl., S. 80-107). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. ISBN 978-3-525-40245-0.
- Barsch, Gundula (2018). Drogen und sexualisierte Gewalt. In Alexandra Retowski, Angelika Treibel, Elisabeth Tuidler (Hrsg.), *Handbuch Sexualisierte Gewalt und pädagogische Kontexte. Theorie, Forschung, Praxis* (S. 279-286). Weinheim: Beltz Juventa. ISBN 978-3-7799-4622-9.

- Bayerischer Jugendring [BJR]. (2006). *Prävention vor sexueller Gewalt in der Kinder- und Jugendarbeit. Grundlagen und Methoden präventiver Arbeit. Baustein 3*. München: Autor. Gefunden unter https://www.bdkj.org/fileadmin/bdkj/05_Themen/Sexualpaedagogik/BJR-SexuelleGewalt_BS3.pdf
- Belsky, Jay (1980). Child maltreatment. An ecological integration. *American Psychologist*, 35 (4), S. 320-335. Gefunden unter https://www.academia.edu/1551721/Child_maltreatment_An_ecological_integration
- Bieneck, Steffen, Stadler, Lena & Pfeiffer, Christian (2011). *Erster Forschungsbericht zur Repräsentativbefragung Sexueller Missbrauch 2011*. Hannover: Kriminologisches Forschungsinstitut Niedersachsen. Gefunden unter <https://www.moses-online.de/forschungsbericht-erster-forschungsbericht-repraesentativbefragung-sexueller-missbrauch-2011>
- Bockers, Estelle Simone (2015). *Reviktimisierung und Posttraumatische Belastungsstörung als Folge interpersoneller Gewalt. Risikofaktoren und zugrundeliegende Mechanismen*. Unveröffentlichte Dissertation der Freien Universität Berlin. Gefunden unter https://refubium.fu-berlin.de/bitstream/handle/fub188/5480/Dissertation_E.Bockers_Uni_Bib..pdf?sequence=1&isAllowed=y
- Bowlby, John (2018). *Bindung als sichere Basis. Grundlagen und Anwendung der Bindungstheorie* (Axel Hillig, Helene Hanf, Übers.). München: Ernst Reinhardt Verlag (engl. *A Secure Base. Clinical Applications of Attachment Theory*, Routledge 1988).
- Brisch, Karl Heinz (2013). "Schütze mich, damit ich mich finde". Bindungspädagogik und Neuerfahrung nach Traumata. In Jacob Bausum, Lutz Ulrich Besser, Martin Kühn & Wilma Weiss (Hrsg.), *Traumapädagogik. Grundlagen, Arbeitsfelder und Methoden für die pädagogische Praxis* (3. Aufl., S. 150-166). Weinheim: Beltz Juventa.
- Bronfenbrenner, Urie (1978). Ansätze zu einer experimentellen Ökologie menschlicher Entwicklung. In Rolf Oerter (Hrsg.), *Entwicklung als lebenslanger Prozess. Aspekte und Perspektiven* (S. 33-65). Hamburg: Hoffmann und Campe Verlag.
- Bundesverfassung der Schweizerischen Eidgenossenschaft vom 18. April 1999 (SR 101). Gefunden unter <https://www.fedlex.admin.ch/eli/cc/1999/404/de>

- Büttner, Melanie (2018a). Einführung in die Thematik. In Melanie Büttner (Hrsg.), *Sexualität und Trauma. Grundlagen und Therapie traumaassoziierter sexueller Störungen* (S. 3-59). Stuttgart: Schattauer.
- Büttner, Melanie (2018b). Sexuelles Risikoverhalten. In Melanie Büttner (Hrsg.), *Sexualität und Trauma. Grundlagen und Therapie traumaassoziierter sexueller Störungen* (S. 89-94). Stuttgart: Schattauer.
- Classen, Catherine C., Gronskeya Palesh, Oxana & Aggarwal, Rashi (2005). Sexual Revictimization: A Review of the Empirical Literature. *Trauma, Violence, & Abuse*, 6 (2), 103-129. Gefunden unter <https://sci-hub.se/10.1177/1524838005275087>
- Davis, Joanne L. & Petretic-Jackson, Patricia A. (2000). The impact of child sexual abuse on adult interpersonal functioning: A review and synthesis of the empirical literature. *Aggression and Violent Behavior*, 5 (3), 291-328. Gefunden unter [https://sci-hub.se/10.1016/S1359-1789\(99\)00010-5](https://sci-hub.se/10.1016/S1359-1789(99)00010-5)
- Derr, Regine, Hartl, Johann, Mosser, Peter, Eppinger, Sabeth, Kindler, Heinz et al. (2017). *Kultur des Hinhörens. Sprechen über sexuelle Gewalt, Organisationsklima und Prävention in stationären Einrichtungen der Jugendhilfe. Zentrale Ergebnisse*. München: Deutsches Jugendinstitut e.V. ISBN 978-3-86379-255-8.
- Eidgenössisches Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann [EBG]. (2020). *Zahlen zu häuslicher Gewalt in der Schweiz*. Bern: Autor. Gefunden unter https://www.ebg.admin.ch/dam/ebg/de/dokumente/Gewalt/Zahlen-zu-haeuslicher-Gewalt-in-der-Schweiz_April2021.pdf.download.pdf/Zahlen-zu-haeuslicher-Gewalt-in-der-Schweiz_April2021.pdf
- Eschenbeck, Heike & Knauf, Rhea-Katharina (2018). Entwicklungsaufgaben und ihre Bewältigung. In Arnold Lohaus (Hrsg.), *Entwicklungspsychologie des Jugendalters* (S. 23- 50). Berlin: Springer-Verlag. ISBN 978-3-662-55792-1.
- Fargo, Jamison D. (2009). Pathways to Adult Sexual Revictimization. Direct and Indirect Behavioral Risk Factors Across the Lifespan. *Journal of Interpersonal Violence*, 24 (11), 1771-1791. Gefunden unter <https://sci-hub.se/10.1177/0886260508325489>
- Fend, Helmut (2001). *Entwicklungspsychologie des Jugendalters. Ein Lehrbuch für pädagogische und psychologische Berufe* (2. Aufl.). Wiesbaden: Springer Fachmedien. ISBN 978-3-663-06721-4.

- Fergusson, David M., McLeod, Geraldine F. H., & Horwood, L. John (2013). Childhood sexual abuse and adult developmental outcomes: Findings from a 30-year longitudinal study in New Zealand. *Child Abuse & Neglect*, 37 (9), 664-674. Gefunden unter <https://sci-hub.se/10.1016/j.chiabu.2013.03.013>
- Finkelhor, David & Browne, Angela (1985). The traumatic impact of child sexual abuse: A conceptualization. *American Journal of Orthopsychiatry* 55 (4), 530-541. Gefunden unter <https://sci-hub.se/https://doi.org/10.1111/j.1939-0025.1985.tb02703.x>
- Flammer, August (2009). *Entwicklungstheorien. Psychologische Theorien der menschlichen Entwicklung* (4. vollst. überarb. Aufl.). Bern. Verlag Hans Huber.
- Gahleitner, Silke Birgitta (2018). Bewältigungsprozesse sexueller Gewalt unter Berücksichtigung geschlechtsdifferenzierender Aspekte. In Alexandra Retkowski, Angelika Treibel & Elisabeth Tuidler (Hrsg.), *Handbuch Sexualisierte Gewalt und pädagogische Kontexte. Theorie, Forschung, Praxis* (S. 877-886). Weinheim Basel: Beltz Juventa.
- Gintzel, Ullrich (2007). Kompetent erziehen – Qualifikation in und für die Erziehungshilfe!. *Jugendhilfe*, 45 (4), 179-186.
- Goldbeck, Lutz (2015). Auffälligkeiten und Hinweiszeichen bei sexuellem Kindesmissbrauch. In Jörg M. Fegert, Ulrike Hoffmann, Elisa König, Johanna Niehues & Hubert Liebhardt (Hrsg.), *Sexueller Missbrauch von Kindern und Jugendlichen. Ein Handbuch zur Prävention und Intervention für Fachkräfte im medizinischen, psychotherapeutischen und pädagogischen Bereich* (S. 145-153). Berlin: Springer-Verlag. ISBN 978-3-662-44244-9.
- Goldbeck, Lutz, Allroggen, Marc, Münzer, Annika, Rassenhofer, Miriam & Fegert, Jörg M. (2017). *Sexueller Missbrauch*. Göttingen: Hogrefe Verlag.
- Grauerholz, Liz (2000). An Ecological Approach to Understanding Sexual Revictimization: Linking Personal, Interpersonal and Sociocultural Factors and Processes. *Child Maltreatment*, 5 (1), 5-17. Gefunden unter <https://sci-hub.se/10.1177/1077559500005001002>
- Grundmann, Matthias (2017). Sozialisation – Erziehung – Bildung: Eine kritische Begriffsbestimmung. In Rolf Becker (Hrsg.), *Lehrbuch der Bildungssoziologie* (3. überarb. Aufl., S. 63-88). Wiesbaden: Springer VS.

- Günder, Richard (2015). *Praxis und Methoden der Heimerziehung. Entwicklungen, Veränderungen und Perspektiven der stationären Erziehungshilfe* (5. überarb. erg. Aufl.). Freiburg im Breisgau: Lambertus-Verlag.
- Hauch, Margret (2010). Scham und Sexualität. Ein verqueres Verhältnis. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 23 (4), 365-376. Gefunden unter <https://sci-hub.se/10.1055/s-0030-1262704>
- Henderson, Antonia J. Z., Bartholomew, Kim, Trinke, Shanna J. & Kwong, Marilyn J. (2005). When Loving Means Hurting: An Exploration of Attachment and Intimate Abuse In a Community Sample. *Journal of Family Violence*, 20 (4), 219-230. Gefunden unter <https://link.springer.com/content/pdf/10.1007/s10896-005-5985-y.pdf>
- Heiner, Maja (2012). Handlungskompetenz und Handlungstypen. Überlegungen zu den Grundlagen methodischen Handelns. In Werner Thole (Hrsg.), *Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch* (4. Aufl., S. 611-624). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Helfferrich, Cornelia, Kavemann, Barbara, Kindler, Heinz, Schürmann-Ebenfeld, Silvia & Nagel, Bianca (2017). Stigma macht vulnerabel, gute Beziehungen schützen. Sexueller Missbrauch in den Entwicklungsverläufen von jugendlichen Mädchen in der stationären Jugendhilfe. *Diskurs Kindheits- und Jugendforschung*, 12 (3), 261-275. Gefunden unter https://www.ssoar.info/ssoar/bitstream/handle/document/53598/ssoar-disk-2017-3-helfferrich_et_al%20Stigma_macht_vulnerabel_gute_Beziehungen.pdf?sequence=1&isAllowed=y&lnkname=ssoar-disk-2017-3-helfferrich_et_al-Stigma_macht_vulnerabel_gute_Beziehungen.pdf
- Helfferrich, Cornelia & Kavemann, Barbara (2016). "Kein Sex im Kinderheim?". Prävention sexueller Gewalt in der stationären Jugendhilfe. *Sozialmagazin*, 41 (8), 52-59.
- Howe, David (2015). *Bindung über die Lebensspanne. Grundlagen und Konzepte der Bindungstheorie* (Inge Welling, Übers.). Paderborn: Junfermann Verlag (engl. *Attachment Across the Lifecourse*. London: 2011).
- Institut für Sexualpädagogik und Sexualtherapie Uster [ISP]. (ohne Datum). *Diplomlehrgang in Sexualpädagogik*. Uster: Autor. Gefunden unter https://isp-zuerich.ch/wp-content/uploads/2020/02/ISP_Broschuere_DPL_SexualPaedagogik_2020-2021_V1.pdf

- Jud, Andreas (2015). Sexueller Kindesmissbrauch – Begriffe, Definitionen und Häufigkeiten. In Jörg M. Fegert, Ulrike Hoffmann, Elisa König, Johanna Niehues & Hubert Liebhardt (Hrsg.), *Sexueller Missbrauch von Kindern und Jugendlichen. Ein Handbuch zur Prävention und Intervention für Fachkräfte im medizinischen, psychotherapeutischen und pädagogischen Bereich* (S. 41-49). Berlin: Springer-Verlag. ISBN 978-3-662-44244-9.
- Jungaberle, Henrik, Von Heyden, Maximilian & Majić, Tomislav (2018). Einführung: Auf dem Weg zu einer transdisziplinären Drug Science. In Maximilian von Heyden, Henrik Jungaberle & Tomislav Majić (Hrsg.), *Handbuch Psychoaktive Substanzen* (S. 3-8). Berlin: Springer-Verlag. ISBN 978-3-642-55125-3.
- Kappeler, Manfred (2011). *Anvertraut und ausgeliefert. Sexuelle Gewalt in pädagogischen Einrichtungen*. Berlin: Nicolai.
- Kappeler, Manfred (2014). Anvertraut und ausgeliefert – Sexuelle Gewalt in pädagogischen Institutionen. In Karin Böllert & Martin Wazlawik (Hrsg.), *Sexualisierte Gewalt. Institutionelle und professionelle Herausforderungen* (S. 7-19). Wiesbaden: Springer VS. ISBN 978-3-531-19095-2.
- Kavemann, Barbara, Harthun-Palmowski, Sandra, Nagel, Bianca, Schürmann-Ebenfeld, Silvia & Wagner, Stefanie et al. (2016a). *Sexualpädagogik mit Mädchen, die sexualisierte Gewalt erlebt haben?. Ja, bitte!. Konzept für einen zweitägigen Workshop mit jugendlichen Mädchen in Einrichtungen der stationären Jugendhilfe*. Freiburg: SoFFI F. Gefunden unter http://www.soffi-f.de/files/u2/Konzept_sexualpaed_WS_f_jugendl_Maedchen_nach_sex_Missbrauch_neu.pdf
- Kavemann, Barbara, Graf-van Kesteren, Annemarie, Rothkegel, Sibylle & Nagel, Bianca (2016b). *Erinnern, Schweigen und Sprechen nach sexueller Gewalt in der Kindheit. Ergebnisse einer Interviewstudie mit Frauen und Männern, die als Kind sexuelle Gewalt erlebt haben*. Wiesbaden: Springer VS. ISBN 978-3-658-10510-5.
- Kavemann, Barbara, Helfferich, Cornelia & Nagel, Bianca (2018). Reviktimisierung nach sexuellem Missbrauch. In Alexandra Retkowski, Angelika Treibel & Elisabeth Tuider (Hrsg.), *Handbuch Sexualisierte Gewalt und pädagogische Kontexte. Theorie, Forschung, Praxis* (S. 858-867). Weinheim: Beltz Juventa.

- Kärcher, Andrea, Lindlacher, Monika, Romer, Reiner & Schneider-Arnoldi, Wolfram (2012). „Sichere Orte schaffen“ – ein Qualifizierungsprojekt des SOS-Kinderdorf-Vereins zur Betreuung psychisch belasteter Kinder und Jugendlicher in stationären Erziehungshilfen. In Marc Schmid, Michael Tetzler, Katharina Rensch & Susanne Schlüter-Müller (Hg.), *Handbuch Psychiatriebezogene Sozialpädagogik* (S. 227-243). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. ISBN 978-3-647-40442-4.
- Kindler, Heinz, Helfferich, Cornelia, Kavemann, Barbara, Nagel, Bianca & Schürmann-Ebenfeld, Silvia (2018). Missbrauch und Vertrauen. Pädagogische Prävention einer Re-Viktimisierung bei Mädchen mit sexuellem Missbrauch in der stationären Erziehungshilfe. *Zeitschrift für Pädagogik*, 64 (1) 125-137.
- Klose, Madeleine & Mozaffari, Shadi (2009). *Stationäre Erziehungshilfe im biographischen Verlauf. Beziehungs- und Konflikt dynamiken von Mädchen und Jungen in der Fremdunterbringung*. Stuttgart: ibidem-Verlag.
- Klonek, Julia (2015). Verselbstständigung Jugendlicher in der stationären Erziehungshilfe – eine qualitative Studie. In Volker Rhein (Hrsg.), *Moderne Heimerziehung heute. Band 5. Die Systemische Interaktionstherapie. Verselbstständigung/ Careleaver in der Erziehungshilfe* (S. 125-205). Herne: Fischtexte Verlag.
- König, Lilith (2020). *Trauma und Bindung in der Kindheit. Grundwissen für Fachkräfte der frühen Bildung*. Stuttgart: W. Kohlhammer.
- Krahé, Barbara (2009). Sexuelle Aggression und Opfererfahrung unter Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Prävalenz und Prädiktoren. *Psychologische Rundschau*, 60 (3), 173-183. Gefunden unter <https://econtent.hogrefe.com/doi/pdf/10.1026%2F0033-3042.60.3.173>
- Kühn, Martin (2006). *Bausteine einer „Pädagogik des Sicheren Ortes“ - Aspekte eines pädagogischen Umgangs mit (traumatisierten) Kindern in der Jugendhilfe aus der Praxis des SOS-Kinderdorfes Worpswede*. Vortrag aus der Fachtagung „(Akut) traumatisierte Kinder und Jugendliche in Pädagogik und Jugendhilfe“ Merseburg. Gefunden unter http://www.jugendsozialarbeit.de/media/raw/martin_kuehn.pdf
- Kühn, Martin (2011). Wie sicher ist der „Sichere Ort“?. Einrichtungen der stationären Jugendhilfe als sichere Entwicklungsräume für traumatisierte Mädchen und Jungen. *Zeitschrift für systemische Therapie und Beratung*, 29 (4), 152-158.

- Kühn, Martin (2013). „Macht Eure Welt endlich wieder zu meiner!“. Anmerkungen zum Begriff der Traumapädagogik. In Jacob Bausum, Lutz Ulrich Besser, Martin Kühn & Wilma Weiss (Hrsg.), *Traumapädagogik. Grundlagen, Arbeitsfelder und Methoden für die pädagogische Praxis* (3. Aufl., S. 24-37). Weinheim: Beltz Juventa.
- Lampe, Astrid & Gahleitner, Silke Birgitta (2017). Kehren sie immer wieder zum Täter zurück?. Mehrperspektivische Überlegungen zum Verständnis der Täter-Opfer-Bindung bei misshandelten Frauen. *Trauma & Gewalt*, 12 (1), 6-12.
- Lang, Birgit, Schirmer, Claudia, Andreae de Hair, Ingeborg, Wahle, Thomas, Lang, Thomas et al. (2011). *Standards für traumapädagogische Konzepte in der stationären Kinder- und Jugendhilfe. Ein Positionspapier der BAG Traumapädagogik*. Gnarrenburg: BAG Traumapädagogik. Gefunden unter https://fachverband-traumapaedagogik.org/standards.html?file=files/bag-trauma/Dokumentationen%20und%20Protokolle/positionspapier_11-2011.pdf
- Lang, Thomas (2013). Bindungspädagogik - Haltgebende, verlässliche und einschätzbare Beziehungsangebote für Kinder und Jugendliche. In Birgit Lang, Claudia Schirmer, Thomas Lang, Ingeborg Andreae de Hair, Thomas Wahle, Jacob Bausum, Wilma Weiss & Marc Schmid (Hrsg.), *Traumapädagogische Standards in der stationären Kinder- und Jugendhilfe. Eine Praxis- und Orientierungshilfe der BAG Traumapädagogik* (S. 187-217). Weinheim: Beltz Juventa. ISBN 978-3-7799-5074-5.
- Lohner, Eva Maria (2019). *Gewaltige Liebe. Praktiken und Handlungsorientierungen junger Frauen in gewaltgeprägten Paarbeziehungen*. Bielefeld: transcript Verlag. ISBN 978-3-8394-4800-7.
- Maercker, Andreas (2017). *Trauma und Traumfolgestörungen*. München: Verlag C.H. Beck. ISBN 978-3-406-69851-4.
- Mantey, Dominik (2019). Manchmal ist weniger mehr....Tabus, Intimität und Scham in der sexualpädagogischen Praxis der Kinder- und Jugendhilfe. *Sozial Extra*, 43 (2), 122-126. Gefunden unter <https://link.springer.com/content/pdf/10.1007/s12054-019-00156-7.pdf>
- Mantey, Dominik (2020). *Sexualpädagogik und sexuelle Bildung in der Heimerziehung. Jugendliche individuell begleiten*. Weinheim: Beltz Juventa. ISBN 978-3-7799-5552-8.

- Mantey, Dominik (2015). Sexualpädagogik in der Heimerziehung?. "Ja gerne, aber ich entscheide selbst!". *Sozialmagazin*, 40 (2), 70-79.
- Munch, Edvard (1914). *Weeping Nude*. Gefunden unter https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Edvard_Munch_-_Weeping_Nude_-_MM.M.00540_-_Munch_Museum.jpg
- Müller, Mario (2017). Heimerziehung und Sexualität. Professionstheoretische Überlegungen zum Umgang mit Nähe und Distanz. In Alexandra Klein & Elisabeth Tuidler (Hrsg.), *Sexualität und Soziale Arbeit* (S. 207-229). Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren.
- Optimus Studie Schweiz (2012a). *Sexuelle Übergriffe an Kindern und Jugendlichen in der Schweiz. Formen, Verbreitung, Tatumstände*. Zürich: UBS Optimus Foundation. Gefunden unter <https://www.kinderschutz.ch/angebote/herunterladen-bestellen/optimus-studie-2012>
- Optimus Studie Schweiz (2012b). *Sexuelle Viktimisierung von Kindern und Jugendlichen in der Schweiz. Schlussbericht für die UBS Optimus Foundation*. Zürich: UBS Optimus Foundation. Gefunden unter https://ub.unibas.ch/digi/a125/sachdok/2015/BAU_1_6366945.pdf
- Optimus Studie Schweiz (2018). *Kindeswohlgefährdung in der Schweiz. Formen, Hilfen, fachliche und politische Implikationen*. Zürich: UBS Optimus Foundation. Gefunden unter https://www.ur.ch/_docn/235277/Optimus-Studie_2018.pdf
- Pereda, Noemí, Guilera, Georgina, Forns, Maria & Gómez-Benito, Juana (2009). The prevalence of child sexual abuse in community and student samples: A meta-analysis. *Clinical Psychology Review*, 29 (4), 328-338. Gefunden unter <https://sci-hub.se/10.1016/j.cpr.2009.02.007>
- Rommel, Alexander, Kuntz, Benjamin & Lampert, Thomas (2015). Alkohol- und Drogenkonsum. In Wolfgang Melzer, Dieter Hermann, Uwe Sandfuchs, Mechthild Schäfer, Wilfried Schubarth & Peter Daschner (Hrsg.), *Handbuch Aggression, Gewalt und Kriminalität bei Kindern und Jugendlichen* (S. 198-206). Bad Heilbrunn: Verlag Julius Klinikhardt. ISBN 978-3-8252-8580-7.
- Rossmann, Peter (2016). *Einführung in die Entwicklungspsychologie des Kindes- und Jugendalters* (3. Aufl.). Bern: Hogrefe Verlag. ISBN 978-3-456-85696-4.

- Schaffner, Dorothee & Läber, Myriame (2017). Es muss mehr sein als Erziehung zur Anpassung und Unterordnung. *Zeitschrift für Sozialpädagogik*, 15 (4), 415-433.
- Scherwath, Corinna & Friedrich, Sibylle (2016). *Soziale und pädagogische Arbeit bei Traumatisierung*. (3. aktual. Aufl.). München: Ernst Reinhardt.
- Schleiffer, Roland (2014). *Der heimliche Wunsch nach Nähe. Bindungstheorie und Heimerziehung* (5. Aufl.). Weinheim: Beltz Juventa.
- Schmauch, Ulrike (2016). Sexualpädagogisches Handeln in der Sozialen Arbeit. In Anja Henningsen, Elisabeth Tuidier & Stefan Timmermanns (Hrsg.), *Sexualpädagogik kontrovers* (S. 32-45). Weinheim: Beltz Juventa. ISBN 978-3-7799-4160-6.
- Schnurr, Stefan (2012). Grundleistungen der Kinder- und Jugendhilfe. In Bundesrat, *Gewalt und Vernachlässigung in der Familie: notwendige Massnahmen im Bereich der Kinder- und Jugendhilfe und der staatlichen Sanktionierung. Bericht des Bundesrates in Erfüllung des Postulats Fehr (07.3725) vom 5. Oktober 2007* (S. 66-109). Bern: Schweizerische Eidgenossenschaft. Gefunden unter <http://www.news.admin.ch/NSBSubscriber/message/attachments/27305.pdf>
- Schmid, Marc (2013). Umgang mit traumatisierten Kindern und Jugendlichen in der stationären Jugendhilfe: "Traumasensibilität" und "Traumapädagogik". In Jörg M. Fegert, Ute Ziegenhain & Lutz Goldbeck (Hrsg.), *Traumatisierte Kinder und Jugendliche in Deutschland. Analysen und Empfehlungen zu Versorgung und Betreuung* (2. Aufl., S. 36-60). Weinheim: Beltz Juventa.
- Schmid, Marc (2008). Entwicklungspsychopathologische Grundlagen einer Traumapädagogik. *Trauma & Gewalt*, 2 (4), 288-309.
- Schweizerisches Zivilgesetzbuch vom 10. Dezember 1907 (SR 210). Gefunden unter https://fedlex.data.admin.ch/filestore/fedlex.data.admin.ch/eli/cc/24/233_245_233/20210101/de/pdf-a/fedlex-data-admin-ch-eli-cc-24-233_245_233-20210101-de-pdf-a.pdf
- Senn, Theresa E., Carey, Michael P. & Vanable, Peter A. (2008). Childhood and adolescent sexual abuse and subsequent sexual risk behavior: Evidence from controlled studies, methodological critique, and suggestions for research. *Clinical Psychology Review*, 28 (5) 711-735. Gefunden unter <https://sci-hub.se/https://doi.org/10.1016/j.cpr.2007.10.002>

- Sielert, Uwe (2013). Sexualpädagogik und Sexualerziehung in Theorie und Praxis. In Renate-Berenike Schmidt & Uwe Sielert (Hrsg.), *Handbuch Sexualpädagogik und sexuelle Bildung* (2. erw. überarb. Aufl., S. 41- 54). Weinheim: Beltz Juventa.
- Stoltenborgh, Marije, Van IJzendoorn, Marinus H., Euser, Eveline M. & Bakermans-Kranenburg, Marian J. (2011). A Global Perspective on Child Sexual Abuse: Meta-Analysis of Prevalence Around the World. *Child Maltreatment*, 16 (2), 79-101. Gefunden unter <https://sci-hub.se/10.1177/1077559511403920>
- Treptow, Rainer (2009). Gegenwart gestalten – auf Ungewissheit vorbereiten. In Jürgen Hast, Dirk Nüsken, Gerald Rieken, Horst Schlippert, Xenia Spernau & Mirjana Zipperle (Hrsg.), *Heimerziehung und Bildung. Gegenwart gestalten – auf Ungewissheit vorbereiten* (S. 10-32). Frankfurt am Main: IGfH-Eigenverlag.
- Verordnung über die Aufnahme von Pflegekindern vom 19. Oktober 1977, (SR 211.222.338). Gefunden unter https://www.fedlex.admin.ch/eli/cc/1977/1931_1931_1931/de
- Vierhaus, Marc & Wendt, Eva-Verena (2018). Sozialbeziehungen zu Gleichaltrigen. In Arnold Lohaus (Hrsg.), *Entwicklungspsychologie des Jugendalters* (S. 139-167). Berlin: Springer-Verlag. ISBN 978-3-662-55792-1.
- Vogel, Katharina & Weiß, Wilma (2018). Die Pädagogik der Selbstbemächtigung. In Wilma Weiss & Anja Sauerer (Hrsg.), *„Hey, ich bin normal!“. Herausfordernde Lebensumstände im Jugendalter bewältigen. Perspektiven von Expertinnen und Profis* (S. 75-81). Weinheim: Beltz Juventa. ISBN 3-7799-5018-9.
- Weiss, Wilma (2013). Traumapädagogik - Geschichte, Entstehung und Bezüge. In Birgit Lang, Claudia Schirmer, Thomas Lang, Ingeborg Andreae de Hair, Thomas Wahle, Jacob Bausum, Wilma Weiss & Marc Schmid (Hrsg.), *Traumapädagogische Standards in der stationären Kinder- und Jugendhilfe. Eine Praxis- und Orientierungshilfe der BAG Traumapädagogik* (S. 32-44). Weinheim: Beltz Juventa. ISBN 978-3-7799-5074-5.
- Weiss, Wilma (2016). Traumapädagogik: Entstehung, Inspirationen, Konzepte. In Wilma Weiss, Tanja Kessler & Silke Birgitta Gahleitner (Hrsg.), *Handbuch Traumapädagogik* (S. 20-32). Weinheim: Beltz Verlag.
- Weiss, Wilma (2021). *Phillipp sucht sein Ich. Zum pädagogischen Umgang mit Traumata in den Erziehungshilfen* (9. vollst. überarb. Aufl.). Weinheim: Beltz Juventa.

- Wendt, Eva-Verena (2009). *Sexualität und Bindung. Qualität und Motivation sexueller Partnerschaften im Jugend- und jungen Erwachsenenalter*. Weinheim: Juventa Verlag.
- Wendt, Eva-Verena (2016). Partnerschaften Jugendlicher und junger Erwachsener. Fokus auf Unsicherheiten und Konflikte. *Psychotherapeut*, 61 (1), 10-15. Gefunden unter <https://link.springer.com/article/10.1007/s00278-015-0068-x>
- Wolff-Dietz, Ingrid (2007). *Jugendliche Sexualstraftäter*. Lengerich: Pabst Science Publishers.
- Wolff, Mechthild & Hartig, Sabine (2013). *Gelingende Beteiligung in der Heimerziehung. Ein Werkbuch für Jugendliche und ihre BetreuerInnen*. Weinheim: Beltz Juventa. ISBN 978-3-7799-4076-0.
- Wöller, Wolfgang (2005). Traumawiederholung und Reviktimisierung nach körperlicher und sexueller Traumatisierung. *Fortschritte der Neurologie, Psychiatrie*, 73 (2), 83-90. Gefunden unter <https://sci-hub.se/10.1055/s-2004-830055>
- Zillig, Ute (2018). Trauma, sexualisierte Gewalt und pädagogische Praxis. In Alexandra Retkowski, Angelika Treibel & Elisabeth Tüder (Hrsg.), *Handbuch Sexualisierte Gewalt und pädagogische Kontexte. Theorie, Forschung, Praxis* (S. 832-840). Weinheim Basel: Beltz Juventa. ISBN 978-3-7799-4622-9.

8 Anhang

8.1 Anhang A: Voraussetzungen für den Gruppenworkshop

Erkenntnisse aus den sexualpädagogischen Workshops für jugendliche Mädchen in der stationären Jugendhilfe

Kann das jede und jeder machen? Wie kann es gelingen? Was wird dafür gebraucht?

Antworten auf oft gestellte Fragen.

Wer kann eine solche Fortbildung durchführen?

Wir empfehlen ein Team aus einer Sexualpädagogin und einer Pädagogin aus der Mädchenpädagogik bzw. der stationären Jugendhilfe. Kenntnisse und Kompetenzen zu diesen beiden Bereichen tragen dazu bei, dass die Spezifik einer Gruppe aus Mädchen mit einer Geschichte sexuellen Missbrauchs ausreichend berücksichtigt werden kann.

Eine sexualpädagogische Ausbildung bedeutet keinesfalls automatisch, dass es keine Berührungängste mit dem Thema sexualisierte Gewalt gibt. Umgekehrt bedeuten Erfahrungen in der Mädchenpädagogik oder stationären Jugendhilfe nicht, dass die Mitarbeiterinnen sprachfähig zu Sexualität sind. Im Team müssen beide Bereiche gut vertreten sein und zwar müssen beide Pädagoginnen sich mit beiden Themenfeldern gründlich auseinandergesetzt haben.

In diesen Gruppen für diese spezifische Zielgruppe kommen die negativen Seiten von Sexualität zur Sprache, auch die Gewalterlebnisse. Damit angemessen umzugehen erfordert professionelle Kompetenz. Auch die Schuldgefühle betroffener Mädchen werden Thema und die gegenseitigen Reaktionen der Mädchen auf Erzählungen von Gewalt.

Welche Voraussetzungen sind bei der Auswahl der Mädchen zu beachten?

Damit Mädchen für den Workshop angesprochen und gewonnen werden, ist es wichtig, dass die Thematik klar benannt wird. Sie dürfen nicht den Eindruck gewinnen, sie seien mit dem Thema Sexualität gelockt und dann als sexuell missbraucht geoutet worden. Es ist hilfreich, wenn bekannt ist: dies ist ein Angebot speziell für Mädchen mit einer Geschichte sexuellen Missbrauchs ist, denn diese bekannte Voraussetzung erleichtert das Sprechen über erlebte Gewalt und Übergriffe. Gleichzeitig muss bei der Ansprache bedacht werden, dass die Spezifik der Gruppe sowohl ein Privileg als auch eine Stigmatisierung bedeuten kann. Werden Mädchen gedrängt, daran teilzunehmen, weil sie „Probleme haben und es gut für sie wäre“ oder auch „weil es ihnen dann besser geht“, werden sie das als Stigmatisierung empfinden. Haben sie die freie Wahl, erleben sie es als Privileg. Die Teilnahme an einer kleinen Gruppe mit zwei Pädagoginnen zu einem spannenden Thema wird in der Regel als etwas Besonderes erlebt

Die Pädagoginnen sollten sich im Vorfeld informieren und abklären, dass die teilnehmenden Mädchen ausreichend stabil sind. Mädchen in akuten psychischen Krisen sollte die

Teilnahme nicht angeboten werden. Ein Hintergrunddienst in den Einrichtungen ist nicht unbedingt vonnöten und sollte, wenn er für sinnvoll gehalten wird, diskret gehandhabt werden, um die Mädchen nicht zu verunsichern oder zu stigmatisieren. Im Anschluss an den Workshop sollten die Mädchen in ihren Einrichtungen von den dortigen Mitarbeiter*innen in Empfang genommen werden. Falls Bedarf besteht, ist dann ein Gespräch möglich.

Wie groß können die Gruppen sein?
Wie heterogen können bzw. sollen sie sein?

Eine Gruppengröße von sechs Mädchen ist gut, mehr als acht sollten es auf keinen Fall sein. Sehr kleine Gruppen unter vier Mädchen stellen eine spezielle Herausforderung dar, weil bei dieser Größe sich kein Mädchen ohne weiteres ins Zuhören zurückziehen kann, sondern alle immer gefordert sind. Rückzug aus der Diskussion sollte zu diesem Thema aber möglich sein. Aufgabe der Pädagoginnen ist es, die Mädchen im Blick zu behalten. Dafür ist es von Vorteil, wenn zu zweit gearbeitet wird. Bei Bedarf kann dann auch ein Einzelgespräch parallel zur Gruppe angeboten werden, wenn es einem Mädchen nicht gut geht.

Eine allzu heterogene Zusammensetzung kann das Gelingen des Workshops gefährden. Wichtig ist vor allem, dass die Mädchen in einem ähnlichen Alter sind. Erfahrungen mit einer sehr großen Altersspanne haben gezeigt, dass die älteren Mädchen dann nicht das vom Workshop bekamen, was sie sich erhofft hatten: sie stellten viele Fragen nicht, weil sie den Eindruck hatten, diese Themen den „Kleinen“ nicht zumuten zu können. Das Thema Verhütung z.B. traf bei den Jüngeren, die noch keine Erfahrung mit sexuellen Beziehungen hatten, nicht auf Interesse, war aber für die Älteren wichtig. Eine gewisse Unterschiedlichkeit im Erfahrungshorizont kann aber den erfahreneren Mädchen die Gelegenheit geben, die weniger Erfahrenen an ihrem Wissensvorsprung teilhaben zu

lassen.

Es konnten Erfahrungen mit unterschiedlichen Gruppenkonstellationen gesammelt werden: In Gruppen mit Mädchen aus derselben Einrichtung oder Wohngruppe, die sich alle kennen, muss kaum Zeit für Kennenlernen oder Vertrauensaufbau eingeplant werden. Allerdings muss dann mit einer Dynamik gerechnet werden, die sich zwischen den Mädchen bereits einge spielt hat und die für die Pädagoginnen nicht leicht durchschaubar ist. Das kann den Gruppenprozess hemmen, weil Mädchen mit einem hohen Status in der Gruppenhierarchie andere beeinflussen bzw. unter Druck setzen können und dann ein offenes Gespräch eingeschränkt wird. Eine Gruppe mit Mädchen aus unterschiedlichen Einrichtungen braucht Unterstützung beim Vertrauensaufbau, wofür Zeit einkalkuliert werden muss. Hier können sich Mädchen finden und Freundschaften bilden. Auch hier ist die Dynamik jedoch nicht vorhersehbar.

Wie sollten die zeitliche Struktur und die räumlichen Gegebenheiten sein?

Die Erfahrungen sagen ganz deutlich: ein zweitägiger Workshop ist einem eintägigen vorzuziehen. Die beiden Tage sollten jedoch keine zwei aufeinander folgenden Wochenendtage sein. Die Mädchen sollten einen freien Tag haben. Andernfalls kommen sie nach einer durchgefeierten Nacht unausgeschlafen und schlecht gelaunt in die Gruppe oder bleiben gleich ganz fern bzw. werden von den Erzieher*innen genötigt, aufzustehen und zur Gruppe zu gehen. Zudem hat sich bewährt, zwischen den beiden Workshoptagen zwei bis drei Wochen vergehen zu lassen. In der Zwischenzeit konnte über die Inhalte des ersten Tages nachgedacht werden und neue Fragestellungen entwickelten sich. In einem Fall hatte eine Einrichtung extra um einen eintägigen Workshop gebeten, weil die Ansicht war, die Mädchen hielten keine zwei Tage durch. Am Ende dieses Tages gab es jedoch noch viele offene Fragen und Gesprächsbedarf, ein

zweiter Tag wäre im Sinne der Mädchen gewesen.

Workshops können innerhalb der Einrichtung stattfinden, in der die Mädchen leben. Es hat aber Vorteile, einen externen Raum zu wählen, um Ablenkungen und Störungen zu reduzieren und die Besonderheit des Treffens zu verstärken. Ein Raum z.B. in einer Beratungsstelle hat den zusätzlichen Effekt, dass die Zugangsschwelle zur Fachberatung gesenkt wird. Der Raum sollte Platz genug für Spiele und Körperübungen bieten und möglichst warm und freundlich sein. Tageslicht ist unverzichtbar. Neben einem Stuhlkreis werden für kreative Einheiten auch Tische gebraucht. Ein Flipchart zum Visualisieren von Fragen und Stichworten ist sehr hilfreich. Die Pädagoginnen dekorierten den Raum immer mit Plakaten – z.B. von der BZgA – und Materialien, sodass die Thematik Sexualität auf eine nicht bedrückende Weise immer präsent war. Auch das Thema sexualisierte Gewalt muss sichtbar sein. Der Workshop signalisiert, dass dies ein Thema ist, über das gesprochen werden kann und vermittelt eine warme und akzeptierende Atmosphäre.

→ Welche Voraussetzungen für die Durchführung sind sonst zu beachten?

Eine Hintergrundbereitschaft in den teilnehmenden Einrichtungen ist nicht grundsätzlich erforderlich. Eine gute Kooperation mit den Bezugserzieher*innen der Mädchen ist aber wichtig, um vorab Informationen über die Praxis von Sexualpädagogik in der Einrichtung einzuholen und Fragen der Verantwortung für die Mädchen zu klären, wenn sie z.B. in einen anderen Ort reisen oder anderswo übernachten müssen, um an dem Workshop teilzunehmen. Es ist auch sinnvoll im Gespräch mit den Bezugserzieher*innen oder auch der Einrichtungsleitung den Bedarf an Fortbildung für das Team abzuklären und dann Fortbildung zu vermitteln. Unsere Erfahrungen zeigen, dass die Koppelung der Angebote für die Mädchen und für das Team sehr

sinnvoll ist. Der sexualpädagogische Workshop soll eine Besonderheit sein, die von externen Expertinnen angeboten wird, aber im Alltag der Einrichtung ist Kompetenz und Sprachfähigkeit zum Thema Sexualität erforderlich, damit der Workshop nachhaltige Wirkung entfalten kann. Das bedeutet, dass die Einrichtung das Thema Sexualität und das Thema sexualisierte Gewalt wolle und mittragen muss.

← Mit welcher Dynamik in der Gruppe kann gerechnet werden?

Die Dynamik in einer Gruppe ist nie wirklich vorhersehbar. Die Pädagoginnen brauchen Kompetenz und Erfahrung mit unerwarteten Entwicklungen umzugehen. Unsere Erfahrungen können einige Hinweise geben: Es kann dazu kommen, dass ein Mädchen die Gelegenheit nutzen möchte um sehr ausführlich von ihrem Gewalterleben zu erzählen. Damit bleibt für andere Mädchen deutlich weniger Raum für ihre Erfahrungen. Es kann zu einer Konkurrenz kommen, wer die aufregendste Geschichte hat, wer das stärkste Trauma erlitten hat oder wer sich am besten in Szene zu setzen weiß. Hier muss eingegriffen und gegengesteuert werden, um zu vermeiden, dass Mädchen von dieser Dynamik erfasst werden und ungewollt viel erzählen, was sie später bereuen oder ganz allgemein über ihre Grenzen gehen. Wenn zwei Mädchen am Workshop teilnehmen, die ein Paar sind oder ein Paar waren, kann das eine ganz eigene Dynamik auslösen. In einem Fall fand die eine das kreative Arbeiten gut, die andere fand es albern, es entstand ein Loyalitätskonflikt und die Gruppe bekam die schlechte Stimmung des Paares zu spüren. Eine spezifische Dynamik kann auch in die Gruppe getragen werden, wenn mehrere Mädchen aus derselben Wohngruppe teilnehmen, die Konflikte miteinander haben. Hier muss im Vorfeld darauf geachtet werden, dass die Teilnahme für alle offen ist und nicht einzelne Mädchen aufgrund von Streitigkeiten ausgeschlossen werden.



Welche allgemeinen Aspekte zu den Methoden sind zu beachten?

Eine wichtige Methode ist der Gruppenvertrag: Alles, was hier gesagt wird, bleibt in diesen vier Wänden und wird nicht weitergetragen. Jede sagt nur, was sie sagen will. Vor allem am Anfang von sexualpädagogischen Veranstaltungen sind die Sorgen groß, dass unangenehme Situationen entstehen könnten oder Grenzen verletzt werden. Das kann sehr schnell aus dem Weg geräumt werden, wenn den Jugendlichen zu Beginn versichert wird, dass sie die Kontrolle darüber behalten, was sie preisgeben und wie sehr sie sich einbringen wollen.

Zentral für gelingende Prävention ist die aktive Beteiligung der Zielgruppe. Für den Workshop bedeutet dies, dass mit vielen aktivierenden Methoden gearbeitet wird, nicht nur mit Gesprächen und Informationsvermittlung, obwohl auch dafür Platz sein muss. (Genauer zu der Methodik und dem Ablauf des Workshops im folgenden Abschnitt.)

Beim Sprechen über Sexualität geht es um Vertrauen. Die Workshop-Leiterinnen müssen zu Beginn das Vertrauen der Mädchen gewinnen. Am besten gelingt das durch eine klare Vermittlung der Ziele, die Zusicherung von Vertraulichkeit, die Definition von Gruppenregeln sowie Offenheit und Interesse an dem, was die Fragen der Mädchen sind.

Kreative Methoden bieten eine Gelegenheit zu sprechen, ohne anderen ständig in die Augen schauen zu müssen. Die Konzentration liegt auf der handwerklichen Tätigkeit und das Gespräch verläuft nebenher, was entlastend wirken und ein sich Einfinden in die Gruppe erleichtern kann. Manche Fragen lassen sich in dieser Situation leichter stellen. Es kann auch zwischenzeitlich mal entspannen, sich dem Thema im Rahmen einer kreativen Aktivität zuzuwenden.

Kommunikation über die Themen Sexualität und Gewalt sind jedoch das zentrale Thema des Workshops. Es geht darum, die Sprachfähigkeit der Mädchen zu stärken, Begriffe und Fremdworte zu erklären und zu übersetzen. Dafür braucht es die Erlaubnis, eigene Worte und den unter Jugendlichen üblichen Sprachgebrauch zu verwenden, ohne dass Erwachsene tadelnd eingreifen. Dass manche Bezeichnungen einen herabwürdigenden oder diskriminierenden Inhalt oder Beiklang haben, kann im Verlauf der Arbeit besprochen werden.

Wichtig sind Spiele und Übungen, die Bewegung und Spaß fördern. Der Workshop soll keine Schulstunde sein. (Beispiele für den Einsatz von Übungen im folgenden Abschnitt.)

8.2 Anhang B: Originale Ja – Nein Methode



→ Prävention vor sexueller Gewalt in der Kinder- und Jugendarbeit

3. JA – NEIN

Ziel: Laut sein üben. Durch Lautstärke, Gestik und Mimik, „Ja“ und „Nein“ Ausdruck verleihen und nachspüren, wie es ist, auf ein Wort festgelegt zu sein

Dauer: 10 Minuten

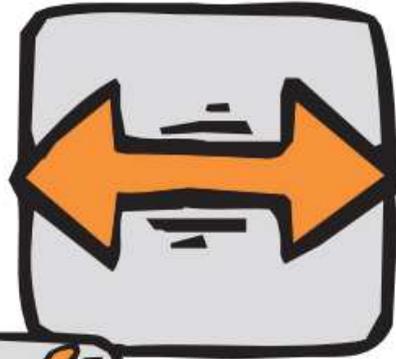
Zielgruppe: Getrennte Gruppen ,  oder gemischte Gruppe  möglich

Alter: ab 14 Jahren

Anzahl: ab 8

Ort: ein ungestörter Raum

Materialien: ----



Durchführung:

Es bilden sich zwei gleichgroße Gruppen, die sich in zwei Reihen möglichst weit voneinander entfernt aufstellen. Die gegenüberstehenden bilden Paare.

- Gruppe A flüstert, schreit, brüllt das Wort JA und macht dazu entsprechende Gesten und Mimik.
- Gruppe B flüstert, schreit, brüllt das Wort NEIN und macht dazu entsprechende Mimik und Gesten.
- Langsam bewegen sich die Gruppen aufeinander zu, wobei jede bei ihrem Wort bleiben muss. Jedes Paar entscheidet, wann sie sich wieder auf die Ausgangsposition zurückziehen.
- Anschließend wechseln die Gruppen ihre Worte und gehen noch einmal aufeinander zu und entfernen sich dann wieder.

Auswertung:

- Was war leichter, das „JA“-Sagen oder das „NEIN“-Sagen?
- Was ist mir an mir aufgefallen – was an meiner Partnerin, meinem Partner?
- Welche Gedanken, Gefühle, Situationen sind mir in den Sinn gekommen?